[1]) Von dem „schönen“[2]) Frankreich lernte Goethe, wenn wir das eigentlich zu Deutschland gehörige, aber damals noch mit dem Nachbarstaate verbundene „Elsässische Halbfrankreich“[3]) aufser acht lassen, durch eigenen Augenschein nur die nordöstlichen Grenzgebiete, nämlich Französisch-Lothringen und Teile der Champagne, kennen, und zwar geschah dies, als er im Gefolge des Herzogs Karl August von Weimar im Jahre 1792 an der „Campagne in Frankreich“ teilnahm; er hat später, im Jahre 1822, über seine Erlebnisse während dieses Feldzuges selbst berichtet. G. „studierte unablässig eine genaue Karte des Kriegstheaters“[4]), und da er, wie es stets seine Gewohnheit auf Reisen war, Land und Leute scharf beobachtete, auch sich viel von Kundigen darüber berichten liefs[5]), können wir seiner Schrift manche wertvolle geographische Bemerkung entnehmen. Als er die lothringische Hochfläche unweit Longwy — „das wohlgebaute und befestigte Städtchen liegt auf einer Anhöhe“[6]) — betrat, erschien sie ihm als „eine wunderliche Gegend, wo Hügel und Tal miteinander abwechselten“[7]); worin diese „Wunderlichkeit“ bestand, wird nicht näher erläutert. G. fand „die Lage der Stadt — Verdun ist gemeint — als einer solchen sehr angenehm von Wiesen, Gärten umgeben, in einer heitern Fläche, von der Maas im mehreren Ästen durchströmt, zwischen näheren und ferneren Hügeln“[8]). Mehrfach macht er darauf aufmerksam, dafs die im Westen dieses Flusses sich ausdehnenden, die Stromgebiete des Rheins und der Seine trennenden Argonnen von grofsem Einflufs auf die Richtung der Flufsläufe sind; er schildert den östlichen Abschnitt dieser Erhebung als „einen Gebirgsrücken, der, die Gewässer der Maas und Aire scheidend, beide nach Norden zu fliefsen nötigt“[9]). Als „Forêt d'Argonne“ im engeren Sinne bezeichnet er „den waldbewachsenen Gebirgsriegel, welcher die Aire von Süden nach Norden an ihm herzufliefsen nötigt“, erwähnt auch die „Isletten, den bedeutenden Pafs zwischen Verdun und Sainte Menehould“[10]). G. kam auch zu „dem Punkt, wo genannter Flufs — die Aire — sich westwärts zwischen die Hügel drängt, um auf der Gegenseite des Gebirgs sich mit der Aisne zu verbinden, deren Gewässer immer dem Sonnenuntergang zu durch Vermittelung

---

[1]) Der erste Teil dieser Abhandlung, in welchem allgemeine Fragen und das Deutsche Reich besprochen wurden, erschien 1894 als wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte der hiesigen Margaretenschule, die Fortsetzung, welche sich mit Österreich-Ungarn, Rufsland, der Balkan-Halbinsel, der Schweiz und Italien beschäftigte, im Jahre 1898 im Anschlufs an den Jahresbericht der IX. Realschule.

[2]) Eckermann: Gespräche mit G. 23. Okt. 28. [3]) Vergl. den ersten Teil meiner Abhandlung 21. [4]) 25, 27 (Goethes Werke, Hempel Teil 25 S. 57.) [5]) z. B. über die eigentümlichen Sitten der Bauern in der Bretagne (Goethe-Jahrbuch, 21, 276). [6]) 25, 24. [7]) 25, 27. [8]) 25, 33 [9]) 25, 44. [10]) 25, 41.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Oise endlich in die Seine gelangen; woraus denn ersichtlich, dafs der Gebirgsrücken, der uns von der Maas trennte, zwar nicht von bedeutender Höhe, doch von entschiedenem Einflufs auf den Wasserlauf, uns in eine andere Flufsregion zu nötigen geeignet war"[1]). Dieses Gebiet war die „verrufene Champagne, es sah aber so übel noch nicht aus"[2]), „ein seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerlich ausgestreute Ortschaften ernähren konnte. Freilich lag Rheims, Châlons und ihre gesegneten Umgebungen nicht fern"[3]). Sein Urteil über die von ihm besuchten östlichen Gebiete der Champagne fafst G. in die Worte zusammen, sie seien „ein von der Natur nicht gesegnetes Land, das aber denn doch seine wenigen arbeitsamen, ordnungsliebenden Einwohner allenfalls ernährt. Reichere und vornehmere Gegenden mögen eine solche freilich geringschätzig behandeln; ich aber habe keineswegs Ungeziefer und Bettelherbergen dort getroffen"[4]). Hierauf schildert er anmutig und anschaulich „den französisch-ländlichen, idyllisch-homerischen Zustand"[5]) eines Bauernhauses der dortigen Gegend.

Leider führte der für die verbündeten deutschen Mächte ungünstige Verlauf des Krieges G. bald wieder nach Deutschland zurück, und es sollte ihm auch später nicht vergönnt sein, andere Gebiete Frankreichs zu betreten; doch war er stets bemüht, sich aus Reisebeschreibungen und Erzählungen solcher, die Frankreich besucht hatten, näher zu unterrichten. So schreibt er z. B. an Wilhelm von Humboldt: „Von Frankreich sowohl als von Spanien hoffe ich durch Sie dereinst die grofsen Lücken, die sich in meiner Kenntnis dieser Länder befinden, ausgefüllt zu sehen. Denn was man durch einen gleichgesinnten Freund erfährt, ist nahezu, als wenn man es selbst erfahren hätte"[6]). Der Zeitschrift „Le Globe" entnahm er „schöne Bemerkungen und wichtige Aufschlüsse über den gegenwärtigen Zustand von Frankreich, aufklärend und belehrend"[7]). Besonders richtete sich sein Augenmerk auf die Geologie unseres Nachbarlandes und auf Paris.

Die eigentümliche Bodengestaltung Frankreichs hatte schon die Aufmerksamkeit des jungen G. erregt. „In den höchsten Kalkbergen, welche zugleich die untersten sind im mittägigen Frankreich, so schreibt er an Merck[8]), finden sich versteinerte Seetiere, die gegenwärtig nicht mehr lebendig existieren." Als später der Streit der Neptunisten, welchen G. im allgemeinen zustimmte, mit den Vulkanisten tobte, suchte er, um sich eine selbständige Meinung nach eigener Anschauung bilden zu können, „von dem Delphi der neueren Geognosten, von dem Nabel unserer modernen Geologie, von der feuerlustigen Auvergne genaue, nach der Wahrheit gezeichnete Kupfer"[9]) sowie Gesteinsproben sich zu verschaffen, freute sich „eine längst gewünschte Sendung, originalfossile Reste von Montmartre"[10]), durch Cuvier zu erhalten.

Paris nannte er ebenso wie Rom[11]), doch in einem andern Sinne, die „Hauptstadt der Welt"[12]), bezeichnete es auch als eine „seltsame Stadt", nachdem ihm im Jahre 1810 ein junger Gelehrter, der längere Zeit dort verweilte, darüber „höchst unterhaltend und lehrreich" berichtet hatte, sodafs diese Stadt ihm „in ihren Einzelheiten vergegenwärtigt"[13]) war. Durch W. von Humboldt, den Grafen Reinhard, Boisserée, Rauch, Hegel gewann

---

1) 25, 48 ff. 2) 25, 49. 3) 25, 50. 4) 25, 65. 5) 25, 79 ff.
6) a. W. v. Humboldt 26. Mai 99. 7) G's Tagebücher 1. Feb. 26. 8) a. Merck Nov. 82.
9) a. Nees v. Esenbeck 29. Sep. 23. 10) a. Boisserée 10. Nov. 26. 11) 24, 178. 12) 2, 97.
13) a. Fr. v. Stein 11. Mai 10; Bratranek: G's naturw. Korrespondenz 2, 365.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er ebenfalls „eine gründlich basierte Kenntnis von Paris“ [1]). Der Wunsch, es einmal besuchen zu können, blieb immer in ihm rege. An Frau von Stein schreibt er (1784): „Das Tableau de Paris hat mein Verlangen, diese Stadt zu sehen, vermehrt und vermindert“ [2]) — leider erfahren wir nicht, weshalb letzteres der Fall gewesen — und an A. v. Humboldt (1824): „Möchte ich doch hinlängliche Zeit an Ihrer Seite in der Weltstadt verweilen können! Wie sehr würde ich mich gefördert, wie manche Zweifel gelöst sehen, über die ich weder mit mir noch mit anderen einig werden kann“ [3]). Als infolge eines Brandes ein Neubau des weimarischen Theaters nötig geworden war, „studierte er die Risse der sämtlichen Theater von Paris“ [4]). In eingehender Weise hat er Eckermann gegenüber der hohen Meinung, die er von Paris hegte, Ausdruck verliehen; er schilderte es ihm als eine Stadt, „wo die vorzüglichsten Köpfe eines grofsen Reichs auf einem einzigen Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr sich gegenseitig belehren und steigern, wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offensteht; diese Weltstadt, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine grofse Vergangenheit erinnert, und wo an jeder Strafsenecke ein Stück Geschichte sich entwickelt hat“, „das Paris des 19. Jahrhunderts, in welchem seit drei Menschenaltern durch Männer wie Molière, Voltaire, Diderot und ihresgleichen eine solche Fülle von Geist in Kurs gesetzt ist, wie sie sich auf der ganzen Erde auf einem einzigen Fleck nicht zum zweiten Mal findet“ [5]). Doch verkannte G. auch die Nachteile nicht, welche die auf allen Gebieten der Kultur herrschende Stellung von Paris für das übrige Frankreich zur Folge hatte. Nach Betrachtung einer Karte, welche die gröfsere und geringere Volksbildung in den verschiedenen Departements — wohl nach der Anzahl der des Lesens und Schreibens Unkundigen — mit helleren und dunkleren Farben zur Anschauung brachte, stellte er fest, dafs im südlichen Frankreich, das weit von der Hauptstadt entfernt ist, einzelne Departements ganz schwarze Farbe trugen. „Würde das aber wohl sein, fragte er Eckermann, wenn das schöne Frankreich statt des einen grofsen Mittelpunktes zehn Mittelpunkte hätte, von dem Licht und Leben ausgingen?“ [6]) Dafs der Pöbel in Paris nicht besser war als in anderen Grofsstädten, war G. nicht verborgen geblieben, denn er sagt, dafs in Paris „Brot und Gaukler, nach dem alten Spruche, der Inbegriff aller Wünsche sind“ [7]).

Ebenso günstig wie über die Pariser im ganzen urteilt G. über das gesamte französische Volk; wiederholt spricht er von diesem mit Bewunderung, macht kein Hehl aus seiner Zuneigung zu ihm, ja er weist unter den drei Hauptnationen Europas dieser die erste Stelle an. Um die Vorzüge der Franzosen ins rechte Licht zu setzen, stellt er mehrfach einen Vergleich zwischen ihnen und ihren Nachbarn jenseits des Kanals und des Rheins an, und fast immer fällt dieser zu Gunsten der damals zu einem Höhepunkte ihrer politischen Macht gelangten Franzosen aus. Die Unbefangenheit, mit der G. stets beobachtet, und der Scharfblick, welcher sich bei seiner Beurteilung von Land und Leuten offenbart, läfst ihn aber auch die Fehler erkennen, welche dem Wesen des französischen Volkes anhaften. Als würdige Vertreter desselben sieht er Voltaire, Lud-

---

[1]) a. Boisserée 16. Juni. 26; a. W. v. Humboldt 26. Mai 99; a. Zelter 24. Okt. 27.
[2]) a. Fr. Stein 18. Juni 84. Wahrscheinlich ist gemeint S. Mercier: Tableau de Paris, Amsterdam 1783—88. [3]) a. A. v. Humboldt 24. Jan. 24. [4]) Tagebücher 29. Nov. 26. [5]) Eckermann 3. Mai 27. [6]) Ebenda. 23. Okt. 28. [7]) 29, 113.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wig XIV. und Napoleon an; er zählt ersteren zu den „Häuptlingen seines Volkes"; gleich wie in einem „Bienenkönige"[1]) vereinigen sich die poetischen Kräfte der Franzosen in Voltaire, er ist „der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäfseste Schriftsteller", wie „Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinne"[2]). Seiner Vorliebe für Napoleon verleiht G. in geradezu überschwänglicher Weise Ausdruck: „Wenn man in der Welt etwas voraussähe, so hätte man voraussehen müssen, dafs die höchste Erscheinung, die in der Geschichte möglich war, auf dem Gipfel dieser so hoch, ja überkultivierten Nation hervortreten müfste"[3]). „Es ist wirklich wundersam, wie hoch sich der Franzose geschwungen hat, seitdem er aufhörte, beschränkt und ausschliefsend zu sein"[4]).

Als unter Karl X. der politische Horizont Frankreichs durch Gewitterwolken verdunkelt wurde, war G. voll Vertrauen zu der staatsmännischen Einsicht der Franzosen. „Mir ist für die Franzosen in keiner Hinsicht bange; sie stehen auf einer solchen Höhe welthistorischer Ansicht, dafs der Geist auf keine Weise zu unterdrücken ist"[5]). Er gibt ihnen in dieser Hinsicht sogar den Vorzug vor den Engländern, denn die Parteien in Paris, äufserte er zu Eckermann, mit dem er oft über die Franzosen gesprochen hat, „stehen auf einer höheren Stufe welthistorischer Ansicht als die Engländer, deren Parlament gegeneinander wirkende gewaltige Kräfte sind, die sich paralysieren, und wo die grofse Einsicht eines Einzelnen Mühe hat durchzudringen"[6]). Trotzdem scheint G. zu den parlamentarischen Einrichtungen, mit welchen Frankreich durch die Charte Ludwigs XVIII. beglückt worden war, wenig Zutrauen gehabt zu haben und zwar deshalb, weil durch Ausstreuen von Geld die Wahlen für die Volksvertretung zu beeinflussen waren. Anders ist wenigstens folgende Bemerkung, die G. zu Eckermann machte, kaum zu verstehen: „Die Konstitution in Frankreich, bei einem Volke, das so viele verdorbene Elemente in sich hat, ruht auf ganz anderm Fundamente als die in England. Es ist in Frankreich alles durch Bestechungen zu erreichen, ja die ganze französische Revolution ist durch Bestechungen geleitet worden"[7]). Befremdend mutet uns besonders der Schlufssatz an. Dachte G. an die bekannte Behauptung, dafs das Geld des Herzogs von Orléans den Stein der Revolution ins Rollen gebracht habe, oder erinnerte er sich daran, dafs man den Machthabern des Napoleonischen Kaiserreichs die Hand mit Gold füllen mufste, um bei ihnen etwas zu erreichen?

Alsdann lobt G. das geistvolle und lebhafte Wesen der Franzosen, unterläfst aber auch nicht auf die Mängel, welche besonders die zuletzt erwähnte Eigenschaft zur Folge hat, hinzuweisen. „Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, so sagt er, die geistreichste Nation zu sein, und sie verdienen es zu bleiben"[8]). Die klare Darlegung einer wissenschaftlichen Ansicht findet bei ihnen mehr Verständnis als bei anderen Völkern, denn man kann „durch eine gelungene Trennung und Sonderung die begriffslustigen Franzosen eher als die anderen Nationen bekehren"[9]). G. rühmt ihr „Vorschreiten in allgemeinen Begriffen und Übersichten"[10]). „Eine so geistreiche und weltkluge Nation"[11]) nennt G. sie an anderer Stelle, versichert, dafs die Franzosen „gute Köpfe"[12]) sind, aller-

---

[1]) Eckermann 13. Feb. 29. [2]) 31, 142. [3]) a. Knebel 2. Jan. 07. [4]) a. Reinhard 18. Juni 29. [5]) Eckermann 9. Juli 27. [6]) Ebenda. [7]) Eckermann 29. Feb. 24. [8]) Eckermann 9. Juli 27. [9]) a. Boisserée 12. Dez. 23. [10]) Tagebücher 5. Feb. 26. [11]) 31, 116. [12]) Eckermann 20. Dez. 26.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dings mit der Einschränkung, dafs ihre hohe Begabung auch mit Oberflächlichkeit sich paart; „die Franzosen haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät“[1]); sie „tun alles nur nach aufsen“; im Gegensatz zu den Deutschen, „welche die Wirkung nach innen recht gut zu schätzen wissen“[2]). Die Franzosen „begreifen gar nicht, dafs etwas im Menschen sei, wenn es nicht von aufsen in ihn hineingekommen ist“[3]).

Mehrfach[4]) weist G. auf die Lebhaftigkeit als einen hervorstechenden und bemerkenswerten Zug im Wesen der Franzosen hin. „Der Franzose ist nicht einen Augenblick still; er geht, schwätzt, springt, pfeift, singt“[5]), und zwar machte G. diese Beobachtung vor allem an französischen Soldaten, wie er auch feststellte, „dafs die französischen Offiziere sich mehr als die deutschen duellieren“[6]). Die Franzosen begeistern sich leicht für etwas, eine Eigenschaft, die G. als „französisches Auflodern“[7]) bezeichnet. Dem „lebhaften“ Franzosen stellt G. gern den „trockenen“ Deutschen gegenüber[8]), macht jenem aber auch den Vorwurf, dafs er geneigt sei, auch bei unpassender Gelegenheit Scherz zu treiben. Das nennt er „einen französischen Fratzensprung, vor dem sich diese lebhafte Nation in den ernstesten Geschäften nicht immer hüten kann“[9]), auch rügte er i. J. 1797 an französischen Gefangenen in Frankfurt a. M. die „possenhafte Heiterkeit“, welche im Gegensatz zum „imperturbablen Ernst“ der sie bewachenden österreichischen Besatzung ihn unangenehm berührte[10]). Wenn G. ausweichende oder zweideutige Antworten gab, so erklärte er, es so zu machen, „wie in der Normandie, wo, wenn man den Geistlichen frage, ob er in die Kirche gehe, immer geantwortet werde; C'en est le chemin“[11]).

Sonst schätzte G. die Franzosen als Muster der guten Lebensart, und in allem, was diese betrifft oder mit ihr in Zusammenhang steht, gelten sie ihm als Vorbild[12]). „Die Franzosen sind gegen Fremde, die ihre Sprache zu reden anfangen, nachsichtig, sie werden niemanden über irgend einen Fehler auslachen oder ihn deshalb ohne Umschweif tadeln“[13].) „Der Franzose scheut sich auch keineswegs bei Urteilen über Produkte des Geistes von Konvenanzen — Wohlanständigkeit — zu sprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Sozietät gelten kann“[14]). Die geselligen Talente der Franzosen und ihre Gewandtheit im Verkehr mit anderen sind nach G's Versicherung so grofs, „dafs die Weiber dieser Nation nicht feind sein können, da sich das männliche Geschlecht kaum ihrer erwehren kann.“ Deshalb „begreift man recht gut, wie sie die Welt überwunden haben und überwinden werden“[15]). Das „Konversieren“ wird auch „als die Kardinaltugend der Franzosen allgemein anerkannt“[16]), doch mufs man sich hüten, zu einem „erbärmlichen Tributär des französischen Sprach- und Schwatzübergewichts“[17]) herabzusinken.

Für die „französische, alles erheiternde, der Betrachtung, dem Verstande entgegenkommende Sprache“[18]), ihre „eminente Gabe der Darstellung nach aufsen“[19]) hatte G. grofse Vorliebe. „Anmut“ zeichnet diese nicht weniger wie die französischen Damen aus[20]). Die Knappheit und Klarheit der französischen Ausdrucksweise scheint G. im Sinne gehabt

---

1) Eckermann 24. Nov. 24. 2) 31, 107 ff. 3) a. Schiller 28. Feb. 98. 4) 28, 90 u. 747; 36, 156 u. a. 5) 26, 48. 6) Goethe-Jahrbuch 19, 20. 7) 27 1. Abt., 102. 8) 36, 156. 9) 28, 90. 10) 27 1. Abt., 45. 11) G's Unterhaltung mit v. Müller 118. 12) Riemer: Mitteilungen über G. 1, 423. 13) 22, 32. 14) 31, 116. 15) a. Knebel 3. Jan. 07. 16) 22, 34. 17) a. Knebel 17. Okt. 12. 18) 29, 69. 19) Gaedertz: Bei G. zu Gaste 366. 20) a. Boisserée 24. Apr. 31.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu haben, als er folgende schwer zu deutende und kurz abgerissene Bemerkung in sein Tagebuch eintrug: „Französische Sprache und über die Vorteile, die sich daraus ziehen lassen, wo die eigene und die fremde (?) Sprache umschreiben mufs“[1]). G. sieht es als selbstverständlich an, „dafs man der französischen Sprache niemals den Vorzug streitig machen wird, als ausgebildete Hof- und Weltsprache, sich immer mehr aus- und fortbildend, zu wirken“[2]). „Man mifsgönnt der französischen Sprache nicht ihre Konversations- und diplomatische Allgemeinheit“[3]).

Stellen wir weiter fest, welche „Avantagen“[4]) aufser den schon aufgezählten die Franzosen noch vor anderen Völkern voraus haben. Es sind: „Umsichtige Klugheit und Gewandtheit“[5]), „lebendig-praktischer Sinn“[6]), Vorliebe für das Bestimmte — „es soll bei ihnen alles positiv sein, und wenn es nicht so ist, so machen sie es so“[7]) —, Stolz, „dem man beikommen kann, weil er mit Eitelkeit verbrüdert ist“[8]), Einigkeit, die auch die Engländer auszeichnet und den Deutschen so sehr fehlt. „Franzosen und Engländer halten weit mehr zusammen und richten sich nach einander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Übereinstimmendes. Sie fürchten von einander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen“[9]). „Der Franzose ist ein geselliger Mensch, er lebt und wirkt, er steht und fällt in Gesellschaft.“[10]) — G., der selbst so viel gezeichnet hat, hebt rühmend hervor, dafs „alle Franzosen Dilettanten in der Zeichenkunst sind als integrierendem Teil der Erziehung“[11]). Auch Genügsamkeit schreibt G. den Franzosen zu, macht aber selbst dazu die Einschränkung, dafs man sie „wenigstens in früherer Zeit geldarm und genügsam“[12]) habe nennen können. Sie sind ausschliefslich Weifsbrotesser — „der Franzos erschrickt vor jeder schwarzen Krume“[13]) —, wie mancher deutsche Gastwirt, bei dem Emigranten eingekehrt waren, zu seinem grofsen Verdrusse erfuhr. Die Abneigung, Roggenbrot zu essen, ist in Frankreich so grofs, dafs zwei Jungen, die in der Champagne G's requirierte Pferde lenkten, mit Zurücklassung ihrer Rosse flohen, als er ihnen schwarzes Kommifsbrot anbot, was ihn zu folgender scherzhaften Schlufsfolgerung veranlafste: „Weifs- und Schwarzbrot ist das eigentliche Schiboleth, das Feldgeschrei, zwischen Deutschen und Franzosen“[14]).

Aufser der Oberflächlichkeit, dem Mangel an Ernst und der Schwatzhaftigkeit, von welchen Untugenden schon oben die Rede war, sieht G. als den Hauptfehler der Franzosen ihre Neigung zu Übertreibung an, vor welcher bekanntlich sich G. stets zu hüten wufste. Er hat am Ende seines Lebens zu einem Besucher hierüber sich eingehend folgendermafsen ausgesprochen: „Die französische Nation ist die Nation der Extreme; sie kennt in nichts Mafs. Mit gewaltiger moralischer und physischer Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt heben, wenn es den Centralpunkt zu heben vermöchte; es scheint aber nicht zu wissen, dafs, wenn man grofse Lasten heben will, man ihre Mitte auffinden mufs. Es ist das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäus-Nacht und die Feier der „Vernunft“, den Despotismus Ludwigs XIV. und die Orgien der Sansculotten, beinahe in demselben Jahre die Einnahme von Moskau und die Kapitulation von Paris finden“[15]).

---

1) Tagebücher 25. Mai 13. 2) 19, 187. 3) 29, 589. 4) Eckermann 20. Dez. 26. 5) 36. 70. 6) 28, 742. 7) Eckermann 20. Dez. 26. 8) a. Knebel 9. März 14. 9) Eckermann 6. Apr. 29. 10) 31, 138; vergl. auch Tagebücher 1. Sep. 26. 11) 28, 170. 12) 36, 325. 13) 25, 57. 14) 25, 65. 15) v. Biedermann 7, 228 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als Napoleon über Deutschland gebot, liefs „dieses übermächtige und übermütige Volk“[1]) seinen bösen Gelüsten in unserem Vaterlande die Zügel schiefsen, und G. mufs trotz seiner Vorliebe für Napoleon und die Franzosen zugeben, dafs der Hafs der Deutschen gegen ihre Bedrücker durchaus berechtigt war; er klagt selbst über ihre „Eitelkeit, Intrigue, Übergewalt“[2]). „Was für ein Übel den Franzosen begegnen mag, — schreibt er 1815 — so gönnt man es ihnen von Grund des Herzens, wenn man das Übel mit Augen sieht, mit welchen sie seit zwanzig Jahren diese Gegend — um Wiesbaden — quälten und verderbten, ja auf ewig entstellten und zerrütteten“[3]). In Frankfurt a. M. verübten die „überwiegenden Franken“[4]), deren Schandtaten auch in Hermann und Dorothea nach Gebühr gewürdigt werden, „mancherlei unverschämte Konkussionen“ — Erpressungen — während des ersten Koalitionskrieges, wie G's Tagebuch meldet[5]). Infolge dieses unleidlichen Betragens war nach den Freiheitskriegen „die Nachbarnation in dem Grade verhafst, dafs man ihr kein Verdienst zugestehen und so wenig irgend etwas, das von ihr herkäme, an seinen Besitz heranziehen mochte“[6]).

Die „durch und durch selbstliebigen“[7]) — egoistischen Franzosen werden „unwillig, wenn man ihre Sprache nicht versteht, sie scheinen diese Forderung an die ganze Welt zu machen; sie erlauben sich dann manches, um sich ihre Bedürfnisse — in Feindes Land — zu verschaffen; weifs man aber mit ihnen zu reden und sie zu behandeln, so zeigen sie sich sogleich als bons enfants und setzen sehr selten Unart und Brutalität fort“[8]). G. denkt hier an rohe Soldaten, auf S. 7 an gebildete Franzosen.

Bei allem, was sie tun, haben die Franzosen Nebenabsichten, wie es auch die Art der Frauen ist. G. hat diesen Vergleich bei einem Tischgespräch in hübscher Weise weiter ausgeführt, indem er bemerkte, „ein Franzose handle nie aus reinem Antrieb, um der Sache willen, er hänge ihr immer noch einen Schwanz von Absehen dabei an, entweder um bei Hof, beim Kaiser, beim Publikum, bei den Frauen u. dgl. zu gewinnen. Die Weiber sind überhaupt Franzosen; und was die Franzosen unter den Männern sind, das sind die Weiber unter den Menschen überhaupt. Man kann also in diesem Sinne die Franzosen die Weiber von Europa nennen. Die Weiber überhaupt sind Franzosen“[9]). Darum „nehmen die Franzosen selten ein — literarisches — Werk mit so reiner Neigung auf wie wir; sie bequemen sich nicht gern zu dem Standpunkte des Autors, sondern sie finden selbst bei dem Besten immer leicht etwas, das nicht nach ihrem Sinne ist, und das der Autor hätte sollen anders machen“[10]). Unbefangener als die Deutschen stehen sie jedoch den Schauspielern und Schauspielerinnen gegenüber, denn „in Frankreich fragt niemand nach dem Alter der Künstler, sondern nur nach ihrer Kunst“[11]).

Sie haben wenig Sinn für ideale Dinge. „Die Franzosen haften zu sehr am Realen und können das Ideale nicht zu Kopf bringen; dieses aber besitzt der Deutsche in ganzer Freiheit“[12]). Als G. im letzten Lebensjahre die Revue de Paris gelesen hatte, trug er folgendes Urteil über die Franzosen in sein Tagebuch ein: „Die Franzosen bleiben immer wunderlich und merkwürdig; sie müssen erst alles, was es auch sei, sich nach ihrer Weise zurecht machen. Ihr unseliger Respekt für den Kalkül borniert sie in allen artistischen, ästhetischen, literarischen, philosophischen, historischen, moralischen,

---

[1]) a. Schiller 17. Jan. 98. [2]) v. Biedermann 10, 40. [3]) a. v. Voigt 1. Aug. 15. [4]) 2, 98. [5]) Tagebücher 14. Aug. 97. [6]) 27. 1. Abt., 247. [7]) 28, 747. [8]) 26, 48. [9]) v. Biedermann 2, 268. [10]) Eckermann 21. Juli 27. [11]) 28, 699. [12]) Eckermann, 15. Juli 27.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

religiösen Angelegenheiten, als wenn alles dem unterworfen sein müfste. Sie merken gar nicht, dafs sie hier auf die niederträchtigste Weise Knechte sind; in allem übrigen, wo sie sich gehen lassen und sich ihrer Vorzüge freudig bedienen, sind sie allerliebst und einzig; man darf sie nicht aus den Augen lassen"[1]). Wenn es sich also um Kunst, Wissenschaft, Moral, Religion handelt, so wird das Urteil der Franzosen getrübt durch die Sucht, überall ausschliefslich den Verstand walten zu lassen. Das haben wir wohl unter „Respekt vor dem Kalkül" zu verstehen. Bei Besprechung von Lustspielen wirft G. den Franzosen „Mangel des Gemüts" vor, indem er sagt: „Sodann hat der freche Betrug, wodurch ein geiziger Pedant mystifiziert wird, für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz, wenn Italiener und Franzosen sich wohl daran ergötzen möchten"[2]).

England, „das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden tätige"[3]), mit dem wir uns nun beschäftigen wollen, ist von G. bekanntlich nie besucht worden, doch wendete er dem Lande und seinen Bewohnern, vorzüglich diesen, von Jugend auf lebhafte Aufmerksamkeit zu, die sich mit dem zunehmenden Alter vielleicht noch steigerte, und suchte sich auf jede Weise darüber zu unterrichten. Ein Engländer, der G's Schwester Cornelie liebte, so berichtet er in Dichtung und Wahrheit, „konnte von seiner Sprache gute Rechenschaft geben; ich übte sie mit ihm und erfuhr dabei manches von seinem Lande und Volke"[4]). „Unzählige Engländer und Engländerinnen", die bei seiner Schwiegertochter verkehrten, und mit denen auch er sich unterhielt, junge Männer aus den drei Königreichen, die in weimarischen Pensionen lebten, gaben ihm „einen Begriff von der Nation, ja so zu sagen, von drei Nationen" und so kam er „gar nicht aus der Gewohnheit, über sie nachzudenken"[5]). Er sprach mit Eckermann „bis spät über Nationaleigenschaften der Engländer"[6]), pflog mit ihm „leidenschaftliche Unterhaltung über Art und Unart der Engländer"[7]), auch mit Ottilien über die verschiedenen Charaktere der „Bewohner der drei (so!) britannischen Inseln"[8]). Freunde und Bekannte, die nach England gereist waren, mufsten ihm von ihrem dortigen Aufenthalte erzählen[9]). In seinen Tagebüchern werden mehrfach Bücher über England, die er gelesen, vermerkt[10]).

Wir finden denn auch in seinen Schriften manche treffende Bemerkungen über das Inselvolk; allerdings sind sie nicht so zahlreich wie seine Äufserungen über die Deutschen, auch nicht so eingehend wie die über Italiener und Franzosen. Kaum etwas ergibt sich dagegen für Englands Landeskunde aus G's Schriften. Es sei nur sein Urteil über die gewaltige Ausdehnung Londons und des englischen Verkehrs angeführt, die ihn zu folgender Vergleichung mit dem Ozean veranlafst: „In einem ungeheuren Werke, als die englische und besonders die Londoner Welt ist, werden wie im Weltmeer un-

---

[1]) Tagebücher 7. Jun. 31. [2]) 27 1. Abt., 6. [3]) 28, 731. [4]) 21, 17. [5]) a. Boisserée 12. Okt. 27. [6]) Tagebücher 10. März 25. [7]) Ebenda 10. Apr. 25. [8]) Ebenda 23. März 26. [9]) Ebenda 8. Dez. 27; auch v. Biedermann 6, 194. [10]) Dupin: Voyage dans la Grande-Bretagne, Paris 1820 ff., deutsch, Stuttg. 1825; Nemnich: R. n. England u. Schottld., 1807; Daniell: Voyage round Great Britain, London 1814—18; Macculloch: Description of the western islands of Scotland, London 1819; Pückler-Muskau: Briefe eines Verstorbenen, (Tagebuch e. R. n. Engld., Wales, Irland, Frankreich), München 1830; Howard: The climate of London; Skinner: Un hiver à Londres, traduit de l'anglais, Paris 1810; „O'Hara: Buch über die irländischen Barden." (Es war nicht immer festzustellen, ob G. ein fremdsprachliches Werk im Urtext oder in einer Übersetzung gelesen hat.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

endlich viele Formen der Existenz möglich, wo immer eine aus der andern entsteht und eine sich von der andern nährt"[1]).

In G's Wertschätzung standen unter den europäischen Völkern die Engländer sehr hoch, und er entdeckt an ihnen wie an den Franzosen manche Tugenden. „Liegt es in der Abstammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung —, genug! die Engländer überhaupt scheinen vor vielen anderen etwas voraus zu haben . . . . Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten, sondern, wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch mitunter komplette Narren, das gebe ich von Herzen zu"[2]). Zunächst gefällt G. ihr äufseres Auftreten: „Die Engländer sind vor vielen Nationen geeignet, Auswärtigen zu imponieren. Ihre persönliche Ruhe, Sicherheit, Tätigkeit, Eigensinn und Wohlhäbigkeit geben beinahe ein unerreichbares Musterbild von dem, was alle Menschen sich wünschen"[3]). Unwillkürlich erinnert man sich bei diesen Worten daran, dafs G. mit Erfolg bemüht war, eine ähnliche würdevolle Haltung stets zu bewahren. „Eigensinn", ein Wort, das wir jetzt nur im tadelnden Sinne gebrauchen, soll wohl der Engländer Willensstärke bezeichen. Ferner lobt G. an ihnen „die Zartheit ihrer Formen, namentlich in ihrem Umgange"[4]); hatte er es doch „selbst erfahren, dafs kein anderer Landsmann, was splendide Schicklichkeit betrifft, es dem Engländer zuvortut"[5]). Man vergleiche übrigens damit die später (S. 14) angeführten Klagen G's über die Zudringlichkeit englischer Besucher. Er schreibt ferner in seinem Tagebuche: „Vorzüge der Engländer, Gewandtheit im Leben und Sprechen. Sicherheit persönlicher Gegenwart. Fortwährende Tendenz zum Katholizismus"[6]), wobei es unentschieden bleibt, ob die letzte Eigenschaft auch als ein „Vorzug" oder nur als ein Kennzeichen der Engländer aufzufassen ist, doch mufs man wohl dieses nach den unten (S. 15) folgenden Äufserungen G's über die irischen Katholiken annehmen.

Am häufigsten erwähnt G. als Vorzug der Engländer ihren „praktischen Verstand", der sie u. a. auch befähigt, „Naturerfahrungen, auch bei unzulänglicher Theorie, doch sogleich praktisch zu nutzen und sie dem Leben, den Künsten, den Handwerken zu gute kommen zu lassen"[7]). „Während die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem grofsen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt"[8]). „Alle Engländer sind als solche ohne alle Reflexionen. Die Zerstreuung und der Parteigeist lassen sie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. Aber sie sind grofs als praktische Menschen"[9]). „Der kluge Engländer verwandelt ihn — einen erfinderischen Einfall — durch ein Patent sogleich in Realitäten und überhebt sich dadurch alles verdriefslichen Ehrenstreites"[10]). Ebenso praktisch erweist er sich bei Anlage seiner Gärten, wie G. bei Vergleichung der französischen und englischen Gartenkunst feststellt: „Englischer Geschmack hat die Basis des Nützlichen, welches der französische aufopfern mufs. Nachgeäffter englischer Geschmack hat den Schein des Nützlichen"[11]). — G. nennt „die Engländer die ersten Pferdekenner der Welt"[12]), was wohl auch an dieser Stelle erwähnt werden darf.

---

[1]) a. Friedrich v. Stein 28. Aug. 94. [2]) Eckermann 12. März 28. [3]) 36, 324. [4]) v. Biedermann 6, 194. [5]) Ebenda 7, 154. [6]) Tagebücher 27. Apr. 17. [7]) Riemer: Mitteilungen über G. 1, 421. [8]) Eckermann 15. Apr. 29; vrgl. auch 30. Dez. 26. [9]) Ebenda 24. Feb. 25. [10]) 34, 90. [11]) 28, 171. [12]) Eckermann 20. Okt. 28.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mit dem praktischen Sinne der Engländer paart sich auf die glücklichste Weise eine rastlose Tätigkeit. Wenn G. Eckermann gegenüber „die Meinung äufserte, dafs er alle Insulaner und Meer-Anwohner des gemäfsigten Klimas bei weitem für produktiver und tatkräftiger halte als die Völker im Innern grofser Kontinente“[1]), so denkt er in erster Linie an die Briten, wie er ja auch an anderer Stelle darauf aufmerksam macht, dafs „es vielleicht die jugendliche Anschauung des Meeres — d. h. der von Jugend auf ihm beschiedene Anblick des Meeres — ist, die dem Engländer, dem Spanier so grofse Vorzüge über den mittelländischen Dichter gibt“[2]). Als auf Veranlassung Carlyles englische Verehrer G. ein kostbares Petschaft übersandten, in dem sein Wahlspruch: „Ohne Rast, doch ohne Hast“ eingegraben war, schrieb er Zelter: „Den Spruch scheinen die Engländer bedeutend gefunden zu haben, da er im Grunde ihr eigenes Tun sehr gut ausdrückt“[3]). Ihre nie ermüdende Betriebsamkeit dient ihm auch zur Erklärung und Rechtfertigung der übertriebenen, von der anglikanischen Kirche geübten Sonntagsheiligung, denn er sagt: „Dem operosen, unablässig im irdischen Tun und Treiben beschäftigten Engländer mufs der streng beobachtete Sonntag höchst willkommen bleiben“[4]).

Die grofsen Erfolge der Engländer auf technischem Gebiete werden von G. in vollem Mafse gewürdigt, ja er behauptet gradezu, „alle Künste der Technik, wodurch die Engländer sich auszeichneten, wären durch ihre Geduld und Anhaltsamkeit entstanden“[5]), und spricht von einer „wahrhaft englischen Accuratesse“[6]), welche ein Ergebnis dieser angeführten löblichen Eigenschaften ist. Darum sind so viele englische Einrichtungen für uns mustergiltig; G. führt die „Docks, Schleusen, Kanäle und Eisenbahnen“[7]) besonders auf. Gern läfst er sich „von dem Gange des britischen Handels, ihren Manufakturen, der Natur englischer und deutscher Wolle, dem Rückzoll auf Druckwaren“ erzählen, verschafft sich eine „Zeichnung, den Weg unter der Themse darstellend“[8]), also des Londoner Tunnels.

Vortrefflich erschien G. die Erziehung der Engländer, weil sie der Eigenart des Menschen völlig angepafst ist und ihn auch für das parlamentarische Leben tüchtig macht. Er „bemerkt, dafs bei den Engländern vorzüglich bedeutend und schätzenswert ist die Ausbildung so vieler derber, tüchtiger Individuen, eines Jeden nach seiner Weise, und zugleich gegen das öffentliche, gegen das gemeine Wesen; ein Vorzug, den vielleicht keine andere Nation, wenigstens nicht in dem Grade, mit ihr teilt“[9]). Er gibt auch die Erklärung für diese erfreuliche Erscheinung: „Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewufstsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei anderen Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zu gute, so dafs sie sowohl in der Familie, als in den Unterrichtsanstalten mit weit gröfserer Achtung behandelt werden und einer weit glücklich-freieren Entwickelung geniefsen als bei uns Deutschen“[10]). England, das „nach allen Weltgegenden tätige“[11]), ist wohl geeignet, tüchtige Männer heranzubilden, denn „der geistreiche Brite sieht sich von Jugend auf von einer bedeutenden Welt umgeben, die alle seine Kräfte anregt“[12]).

Die Engländer sind Meister des Wortes, sowohl des gesprochenen wie des geschriebenen: „Das englische Rednertalent wird deshalb von der Welt bewundert, weil

---

[1]) Eckermann 12. März 28. [2]) 29, 450. [3]) a. Zelter 20. Aug. 31. [4]) 29, 752.
[5]) v. Biedermann 2, 25. [6]) a. Schiller 22. Apr. 97. [7]) a. Nic. Meyer 10. Feb. 29.
[8]) Tagebücher 1. Nov. 27. [9]) 36, 297. [10]) Eckermann 12. März 28. [11]) 28, 781. [12]) 22, 125.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so viel erfahrene, unterrichtete Männer bei jeder eintretenden Gelegenheit grade das Rechte, Gehörige, Schickliche, im Parteisinne Wirksame auszusprechen verstehen"[1]). „Die Engländer schreiben in der Regel alle gut als geborene Redner und praktische, auf das Reale gerichtete Menschen"[2]). „Es ist höchst merkwürdig", sagt G. bei Besprechung eines Werkes von Th. Moore, „wie die Briten so ein Buch zu machen wissen, durchaus kollektiv — das heifst doch wohl: den Gegenstand erschöpfend — und doch ein meisterhaftes, liebenswürdiges Ganze. Das kommt aber von ihrem immerfort agitierten öffentlichen Leben, nicht weniger von den grofsen Vorteilen, die der Autor aus seinen Produktionen zieht, so dafs es der Mühe wert ist, sich lange Zeit darauf zu konzentrieren"[3]). Ein Freund der englischen Sprache selbst war G. jedoch nicht; „so scherzte er einmal, als von den Engländern und ihrer undeutlichen, silbenverschluckenden Aussprache die Rede war, sie schienen so hungrig und schwer zu sättigen, dafs sie zu den Speisen auch noch Silben verschlingen müfsten, wie die Vögel noch Sand und Steinchen, um der Verdauung nachzuhelfen"[4]).

Die auch in der englischen Literatur während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hervortretende Neigung zur Empfindsamkeit scheint G. im Sinne zu haben, wenn er folgenden Vergleich anstellt: „Die Sentimentalität der Engländer ist humoristisch und zart, der Franzosen populär und weinerlich, der Deutschen naiv und realistisch"[5]). Löper weist zur Erklärung dieses Ausspruches auf Yoriks empfindsame Reise, auf Paul und Virginia sowie Werther hin. Mit Bewunderung las man übrigens jenseits des Kanals das letztgenannte Werk:

„England, freundlich empfingst du den zerrütteten Gast"[6]).

Grofs ist in England die Begeisterung für die Antike: „Aufser der britischen besitzt keine der jetzigen europäischen Nationen den Enthusiasmus für die Überbleibsel des Altertums, der weder Kosten noch Mühe scheut, um sie wo möglich in ihrem völligen Glanze wiederherzustellen"[7]). „Die kostbarsten Reste der alten Kunst" hat man nach London und München gebracht. Diese Orte werden deshalb „künftig die Freistätten wahrer Kunstbildung bleiben"[8]); für London hat sich G's Voraussetzung bekanntlich nicht bestätigt. Die Hochschätzung altklassischer Literatur treibt zuweilen bei den Engländern sonderbare Blüten, wie G. wohl erkannte, denn er sagt: „Der Engländer hängt mit Ernst und Vorurteil am Altertum, und man mufs ihm mit Parallelstellen aus Horaz beweisen, dafs der Orient Poeten erzeuge"[9]).

Die Reiselust der Engländer schildert G. im Faust[10]):

„Sind Briten hier? Sie reisen sonst so viel,
Schlachtfeldern nachzuspüren, Wasserfällen,
Gestürzten Mauern, klassisch dumpfen Stellen."

Niemand reist auch bequemer wie „gewisse Engländer, die von einer Stadt und einem Wirtshaus in andere ziehen und überall eine hübsche Tafel gedeckt finden"[11]), — eine Folge ihres Reichtums. „Sehr gebildete Engländer" kamen zu G's Zeit nach Deutschland, um „sich von den Persönlichkeiten, ästhetischen und moralischen Verhältnissen" literarischer Gröfsen „genau zu unterrichten"[12]), doch hielten sie die Kenntnis der Landessprache

---

1) 29, 645. 2) Eckermann 14. Apr. 24. 3) Tagebücher 13. Okt. 31. 4) v. Biedermann 8, 186. 5) 19, 72. 6) 2, 145. 7) 29, 86. 8) a. Fritz Schlosser 17. Mai 19. 9) 29, 739. 10) 13, 79. 11) Eckermann 2. März 31. 12) a. Zelter 20, Aug. 29.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für entbehrlich, was G. zu folgender Bemerkung veranlafst: „Ein Engländer, der wie andere, um nicht deutsch zu lernen, nach Deutschland gekommen war“[1]). Welcher Hochschätzung sich ein Engländer damals in Weimar zu erfreuen hatte, bezeugt uns u. a. Bismarck, welcher von der Kaiserin Augusta berichtet, sie hätte „aus ihrer Weimarer Jugendzeit bis an ihr Lebensende den Eindruck bewahrt, dafs französische und noch mehr englische Autoritäten und Personen den einheimischen überlegen seien; ein Engländer hatte bis zum Gegenbeweis die Vermutung für sich, dafs er in Deutschland als vornehmer Mann zu behandeln sei. So ward es in Weimar vor 70 Jahren gehalten“[2]).

Dafs es infolgedessen den Engländern an Selbstgefühl — „das Bewufstsein des englischen Namens“[3]), nennt es G. — nicht fehlt, ist erklärlich; „sie haben eben die Courage, das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat“[4]). „Sie wissen, dafs die Welt ihnen gehört“[5]), schreibt G. nach den Freiheitskriegen und kommt auch später zu dem Schlufs: „sie gewinnen die Welt“[6]). Harnack[7]) macht mit Recht darauf aufmerksam, dafs G. als politische Gegner und zwar speziell für Deutschland die Engländer für gefährlicher ansah als die Franzosen: „Dem französischen Stolz kann man beikommen, weil er mit Eitelkeit verbrüdert ist, dem englischen Hochmut aber nicht, weil er kaufmännisch auf der Würde des Geldes ruht“[8]).

Goethes scharfem Blicke blieben auch die Fehler der Engländer nicht verborgen, er bezeichnet sie schonend als „Leidenschaften und Grillen“[9]). Lord Byrons Ausschreitungen entschuldigt er damit, dafs sie einem vornehmen Engländer eigentümlich seien, und nimmt dabei Gelegenheit, eingehend die schlechten Eigenschaften eines solchen zu schildern: „Wenn er fehlt, — sagt er von Byron — fehlt er als Engländer, als ungebändigter reicher Erbe, pedantisch erzogen, sittlich ungebildet, zum Widerspruch geneigt, in der Opposition sich gefallend, in der Tadelsucht sich erfreuend und zuerst seine Landsleute, König und Gemeine, zuletzt ins Grenzenlose sich verlierend und ohne Mafs und Ziel die ganze Welt verlästernd. Diese nach und nach sich steigernden Unarten sind nationell und familienhaft“[10]). Auf die Abneigung der Engländer, die Sprache des Landes, das sie bereisen, zu lernen, und ihren Hochmut wurde schon oben hingewiesen. Wenn auch G. Engländer gern bei sich sah, so kann er doch auch nicht verschweigen, dafs ihn „keine andere Nation mit Besuchen so belästigt und mitunter auch durch die blofse Neugier langweilt wie die englische“[11]); er klagt über ihre „Anmafslichkeit und Pracherei“[12]) — zudringliche Bettelei. Selbstsucht sieht er überhaupt als einen Hauptfehler der Briten an und pflichtet den Franzosen bei, welche sie als „eigennützige Weltmenschen schildern“[13]); „es herrsche in keinem anderen Lande so sehr der Egoismus, kein Volk sei vielleicht inhumaner in politischen und Privatverhältnissen“[14]). Diese Untugend beeinträchtigt auch ihr Urteil über Dichtungen: „sie meinen, dafs er — der Dichter — nur etwas sage, wenn er gerade ihr Interesse ausspricht“[15]). Mehrfach tadelt G. die englische „Pedanterie“[16]). Sein Tagebuch meldet, dafs er sich mit seiner Schwiegertochter „über die Pedan-

[1]) a. Zelter 29. März 27. [2]) v. Bismarck: Gedanken und Erinnerungen 1, 121 ff. [3]) Eckermann 12. März 28. [4]) Ebenda. [5]) a. H. Meyer 28. Okt. 17. [6]) Eckermann 15. Apr. 29. [7]) O. Harnack: G. in der Epoche s. Vollendung 210. [8]) a. Knebel 9. März 14. [9]) Tagebücher 14. Okt. 23. [10]) G.-Jahrbuch 20, 22. [11]) v. Biedermann 7, 154. [12]) Tagebücher 2. Sep. 23. [13]) a. Reinhard 18. Juni 29. [14]) Eckermann 14. Sep. 26. [15]) v. Biedermann 2, 201. [16]) Eckermann 20. Dez. 26; 18. Nov. 28.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

terie der englischen Titulatur bei Gelegenheit einiger Briefe"[1]) unterhielt. Die übertriebene Neigung des Inselvolkes, auch in der Fremde die heimischen Sitten und Gebräuche unwandelbar beizubehalten, geifselt er an verschiedenen Stellen seiner Schriften und wendet stets dabei dasselbe Bild an, welches ihm offenbar sehr gefiel und bezeichnend erschien, indem er sagt, „dafs sie ihren Teekessel überall mitführen"[2]). Damit steht auch ihr „borniertes Wesen", das er einmal im Gespräch „detaillierte"[3]), im Zusammenhange. Als eine englische Übersetzung des Faust ohne das Vorspiel im Himmel erschienen war, vermutete G., sicherlich mit Recht, dafs dieses wegen „hochkirchlicher Skrupel" fortgelassen sei, und bemerkte zu einem Besucher: „Nirgends gibt es so viel Heuchler und Scheinheilige wie in England, zu Shakespeares Zeit mag das wohl anders gewesen sein"[4]). Damals hatten eben noch nicht die Puritaner den englischen Volkscharakter ungünstig beeinflufst. An diesen häfslichsten Zug im Wesen der Briten denkt G. auch offenbar, wenn er sagt: „Die Geistlichen müssen sich in England sehr in acht nehmen" und ferner: „Der freie Engländer mufs in sittlichen Schriften sehr eingeschränkt einhergehen"[5]). —

Der Briefwechsel G's mit dem ihn so bewundernden Carlyle lenkte des grofsen Dichters Aufmerksamkeit auch auf Schottland. Er erwähnt die „herandringenden Granitklippen" der schottischen Ostküste, spricht von Edinburg als von einer „übereinander getürmten, zwar oft abgebildeten, mir aber doch immer rätselhaften Stadt"[6]); offenbar hatte er sich noch keine rechte Vorstellung von der Lage und Gestaltung des Ortes machen können. „Dafs die Bewohner der drei britischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben", erscheint ihm erklärlich, weil es eine alte Erfahrung sei, „dafs ein Nachbar an dem anderen genugsam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei sich zu rechtfertigen"[7]). Er rühmt die körperliche Tüchtigkeit der Bergschotten[8]). „Gegittertes schottisches Zeug"[9]) gefiel ihm, weniger „schottische Gespenstergeschichten, höchst unerfreulich aus dem gemeinsten, niederträchtigsten Realismus, aus Furcht, fast ohne Einbildungskraft entsprungen"[10]).

Die Irländer fanden in G's Hause „am meisten Beifall"[11]). Von der Emanzipation der irischen Katholiken erwartet er keine Besserung der traurigen Zustände auf der grünen Insel; denn er sagt: „Soweit aber sieht man, dafs das Land an Übeln leidet, die durch keine Macht und also auch nicht durch die Emanzipation gehoben werden können. Den Katholiken ist nicht zu trauen. Man sieht, welchen schlimmen Stand die zwei Millionen Protestanten gegen die Übermacht der fünf Millionen Katholiken bisher in Irland gehabt haben"[12]). Die sog. „Irish Bulls", womit man bekanntlich Schildbürgerstreiche bezeichnet, scheinen G. „aus einer wunderlichen Unbehilflichkeit des Geistes hervorzukommen"[13]). Irische Barden erregten seine Aufmerksamkeit, doch spricht er über deren Gesänge kein Urteil aus[14]). Ein „gälisches Wörterbuch" wird 1831 mehrfach in seinem Tagebuch erwähnt[15]).

---

[1]) Tagebücher 26. Nov. 31. [2]) 28, 225; 16, 30; a. Schiller Dez. 95. [3]) v. Biedermann 1. 94. [4]) v. Biedermann 7, 156. [5]) 24, 397. [6]) a. Carlyle 25. Juni 29. [7]) 29, 794. [8]) Eckermann 12. März 28. [9]) Tagebücher 3. Sep. 23. [10]) Tagebücher 15. Mai 26. [11]) a. Boisserée 12. Okt. 27. [12]) Eckermann 7. Apr. 29. [13]) a. Zelter 4. März 29. [14]) Tagebücher 9. Jun. 10. [15]) Ebenda 30. Mai 31 u. a.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Über Holland, Skandinavien und die Pyrenäen-Halbinsel finden sich, wie nicht anders zu erwarten ist, nur selten Bemerkungen in G's Schriften. An den Niederländern rühmt er, in Hinblick auf ihre Gemälde, ihren Sinn für Farben, der bei ihnen als Bewohnern von Küsten und Niederungen ebenso wie bei den Venezianern „bald aufgeschlossen“[1]) wird; er erwähnt ihre Neigung, „in ihren entfernten Besitzungen ein neues Amsterdam wiederholt zu gründen“[2]); er denkt an Batavia, Hoboken mit ihren Grachten und Backsteinbauten. Von ihrer, allerdings oft übertriebenen Sauberkeit scheint er nicht viel zu halten, da er bemerkt: „Man lacht über die Reinlichkeit der Holländerinnen“[3]).

Was Schweden und Norwegen betrifft, so liefs sich G. im Jahre 1809 von einem „nordischen gelehrten Antiquarius“[4]), Arendt, der zehn Jahre in diesen Ländern geweilt hatte, „über Runenschrift, isländische Kultur im elften und zwölften Jahrhundert, nordische Gegenden, Literatur und Schrift manches mitteilen“[5]). Ausdrücklich vermerkt er es in seinem Tagebuche, dafs er einen Reisenden gesprochen, „der den Polarkreis von schwedischer Seite besucht“[6]), und dafs ein Engländer bei ihm gewesen, „der bis tief in den Norden gereist war und die Mitternachtssonne zu Torneå gesehen hatte“[7]). Graf Reinhard, „von Christiania und Norwegen zurückkehrend, überlieferte einen hellen Begriff von jenen nordischen Zuständen“[8]). In jungen Jahren schreibt G. an Merck: „Zwischen Schweden und Norwegen zieht sich ein wunderbar hoher Gebirgsrücken, der durchgehends aus einem Gemenge von Quarz und Glimmerschiefer besteht“[9]). Einem Besucher versichert G.: „Ich bin überhaupt den Schweden immer gewogen gewesen“[10]), eine Äufserung, die sicherlich mehr als eine höfliche Redewendung war. Blonde Haare und blaue Augen sind ihm die äufseren Kennzeichen der „Nordländer“[11]). An diese denkt er vor allem bei folgender Bemerkung: „Die meisten Menschen im Norden haben viel mehr Ideales in sich, als sie brauchen können, als sie verarbeiten können, daher die sonderbaren Erscheinungen von Sentimentalität, Religiosität, Mystizismus etc.“[12]). Die künstlerischen Leistungen der Skandinavier fanden nicht seinen Beifall, da er bei einer Besprechung der Werke Öhlenschlägers sagt: „Diese Nordsöhne gehen nach Italien und bringen's doch nicht weiter, als ihren Bären auf die Hinterfüfse zu stellen, und wenn er einigermafsen tanzen lernt, dann meinen sie, es wäre das Rechte“[13]). Dafs „der brave Norde“ am Kämpfen und Zechen vor allem Gefallen findet, schliefst er daraus, dafs die Helden in Asgard damit ihre Zeit hinbringen[14]).

Veranlassung, sich mit der Pyrenäen-Halbinsel zu beschäftigen, gab G. die Reise Wilhelm von Humboldts nach Spanien im Jahre 1799; in seinen Briefen sollte er G. viel von diesem Lande berichten. „Eine Karte von Spanien, so schreibt ihm G., ist an meine Tür angenagelt, und so begleite ich Sie in Gedanken und hoffe, dafs Sie mich nach

---

[1]) 26, 322. [2]) Eckermann 12. Apr. 29. [3]) 17, 486. [4]) a. Fr. v. Stein 16. Jan. 09. [5]) Tagebücher 14. und 18. Jan. 09. [6]) Tagebücher 29. Aug. 10. [7]) Ebenda 4. Jul. 31. [8]) a. Zelter 24. Okt. 27; G. las über Skandinav.: Bonstetten: La Scandinavie et les Alpes, 1826; Suckow: Schwedisches Urgebirge, Jena 1831; Naumann: Beiträge z. Kenntnis Norwegens, Leipzig 1824; Barto v. Löwenigh: R. n. Spitzbergen, Aachen 1830. [9]) a. Merck Nov. 82. [10]) v. Biedermann 1, 191. [11]) 17, 293. [12]) v. Biedermann 2, 213. [13]) a. Zelter 30. Okt. 28. [14]) 29, 61.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und nach immer weiter führen werden"[1]). „Nicht geringe Aufklärungen in Geologie und Geographie Spaniens verdankte" er der orographischen und hydrographischen Karte Europas, welche Sorriot de l'Host 1816 herausgab. Durch Betrachtung derselben ward ihm „Spaniens für einen Feldherrn so chikanoser, den Guerillas so günstiger Grund und Boden auf einmal deutlich"[2]). Die Losreifsung Brasiliens von Portugal im Jahre 1822 und die Erhebung der Spanier gegen Napoleon veranlafsten ihn zu folgender, die Bevölkerung beider Länder kennzeichnender und vergleichender Tagebuch-Bemerkung: „Spaniens und Brasiliens Widerstreben gegen äufsere Einwirkung"[3]). In einer Besprechung spanischer Romanzen gelangt er zu dem Ergebnis: „Alle zeugen von einer Nation, die eine reiche Wirklichkeit und darin ein geistreiches Leben besafs und besitzt"[4]). „Jugendliche Anschauung des Meeres"[5]) hat, was oben (S. 12) schon angeführt wurde, nach G's Ansicht wie in England so auch in Spanien grofse Dichter hervorgebracht. Als er eine an sich „unterhaltende und lehrreiche portugiesische Reisebeschreibung" von Linck gelesen hatte, gelangte er zu der Überzeugung, dafs sie „den Wunsch, dieses Land zu besuchen, wohl schwerlich rege machen wird"[6]). Auch „Vasconia" hat G. im Jahre 1809, wie sein Tagebuch[7]) meldet, mehrfach getrieben, doch leider über das so merkwürdige Volk der Basken sich nicht geäufsert.

Begeben wir uns, nachdem wir Europa an G's Hand durchwandert haben, zunächst nach Asien, um das Wenige, was seine Schriften über diesen Erdteil bieten, zusammenzustellen. Er schöpfte die Kenntnis der aufsereuropäischen Welt aus Büchern, besonders aus Reisebeschreibungen, von denen sein Tagebuch viele verzeichnet; mehrere waren in der von Sprengel und Ehrmann, Bertuch u. a. herausgegebenen, zu Weimar 1800—1835 erschienenen „Bibliothek der Reisebeschreibungen" enthalten. Auch liefs er sich, wie es seine Gewohnheit war, mündlich oder schriftlich von solchen, die jene fernen Länder mit Augen gesehen hatten — und das geschah damals natürlich viel seltener als heutzutage — Bericht erstatten.

Was zunächst die physikalischen Verhältnisse Asiens anlangt, so zog er in erster Linie den Himalaja, welchen er auch Himala nennt, in den Kreis seiner Betrachtungen; er zeigte seinen Freunden „herrliche Bilder"[8]) dieses Gebirges. Humboldts Vermutung, dieser Bergriese sei plötzlich emporgestiegen, verwarf er entschieden, und in einem gegen Ende seines Lebens an Zelter gerichteten Brief[9]), in dem er der glänzenden Rednergabe „unseres Welteroberers", wie er ihn nennt, völlig gerecht wird, ihm aber auch den Vorwurf macht, dafs er mehr überrede als überzeuge, lesen wir: „Dafs sich die Himalaja-Gebirge auf 25000 Fufs aus dem Boden gehoben und doch so starr und stolz, als wäre nichts geschehen, in den Himmel ragen, steht aufser den Grenzen meines Kopfes, in den düsteren Regionen, wo die Transsubstantiation hauset, und mein Cerebralsystem

---

[1]) a. W, v. Humbolt o. D. (Ende 99). — G. las über Spanien: Bourgoing: Voyage en Espagne, Paris 1789; Laborde: Voyage en Espagne, Paris 1807—18; Hardy: Tour in the mountains of the High Pyrénées, London 1825; Melling: Voyage dans les Pyrénées françaises, Paris 1826—30. — Über Portugal: Murphy: Travels in Portugal, London 1795, deutsch, Halle 1796; Linck: R. durch Frankreich, Spanien u. vorzüglich Portugal, 1799—1801. [2]) 27 1. Abt., 232. [3]) Tagebücher 31. Jan. 23. [4]) 29, 608. [5]) 29, 450. [6]) a. Schiller 25. März 01. [7]) Tagebücher 9. Apr. 09 u. später. [8]) G's Unterhaltungen mit v. Müller 66. [9]) a. Zelter 5. Okt. 31.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

müfste ganz umorganisiert werden, was doch schade wäre, wenn sich Räume für das Wunder finden sollten". Schon vorher hatte er in scherzhafter Weise ähnliche Behauptungen über die Entstehung des Altai zurückgewiesen, indem er ebenfalls an Zelter[1]) schreibt: „Nun meldet man neuerlichst aus dem hohen Norden, der Altai sei auch einmal gelegentlich aus dem Tiefgrund gequetscht worden. Und ihr könnt Gott danken, dafs es dem Erdbauche nicht einmal einfällt, sich zwischen Berlin und Potsdam auf gleiche Weise seiner Gärung zu entledigen". Als 1815 auf einer der kleinen Sunda-Inseln ein gewaltiger vulkanischer Ausbruch stattgefunden hatte, fesselte ihn die „Geschichte eines neu entstandenen Vulkans auf Sumbava"[2]). „Sowohl aus den ältesten Nachrichten der Missionarien als aus den neuesten Reisebeschreibungen" stellte er über die Bodengestaltung des „grofsen Landes" China fest, „dafs das Ur- und Grundgebirge sich durchaus, ja bis an die Meeresküste, obgleich in geringerer Höhe, als es bei uns zu geschehen pflegt, aus dem Boden erhebt, deswegen auch Granit, Talk- und Tongebirgsarten, Feldspat und Porzellanton häufig vorkommen, nicht weniger der Urkalk"[3]). Ein Missionsbericht belehrte ihn auch über „China nach seinem Wasserlauf"[4]). Er verschaffte sich von dem Professor der Mathematik in Jena von Münchow eine „Berechnung der asiatischen Gebirge in Toisen"[5]), vermutlich um sie auf seiner früher von uns besprochenen[6]) Höhentafel einzutragen.

Die Abfassung des west-östlichen Divans gab G. Veranlassung, sich mit der bunten Welt des muhamedanischen Morgenlandes, vor allem des persischen zu beschäftigen. Er vertraute sich dabei vor allem der Führung der Orientalisten Kosegarten und Hammer an[7]). Partey, Nicolais Enkel, mufste ihm im Jahre 1827 von seinen Reisen nach der Levante, Ägypten und Palästina erzählen[8]). Wenn auch seine Studien[9]) vorzugsweise der Dichtung und Geschichte jener östlichen Länder gewidmet waren, so fesselte ihn nicht weniger ihr Volksleben, und besonders in den Noten, die er „zu besserem Verständnis" seinen eigenartigen Gedichten hinzugefügt hat, findet sich manche geographische Bemerkung. Dem „Westländer" fällt am Orientalen nach G's Meinung vor allem die „geistige und körperliche Unterwürfigkeit unter seinen Herren und Oberen" auf. „Der Ku-tou, das dreimalige Niederwerfen dreimal wiederholt, schreibt sich dorther"[10]). Im Gegensatz hierzu macht G. aber auch darauf aufmerksam, „dafs die Sklaven sich gegen ihre türkischen Herren mit weit mehr Aisance betragen als nordische Hofleute gegen ihre Fürsten und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgesetzten". „Der Südländer will Zeiten haben, wo

---

[1]) a. Zelter, 9. Nov. 29. [2]) Tagebücher 20. Feb. 17. [3]) a. Knebel 10. Nov. 13. [4]) Tagebücher 22. Mai 06. [5]) Tagebücher 10. Dez. 17; vergl. auch 27 1. Abt., 236. [6]) Vergl. den ersten Teil dieser Abhandlung 8. [7]) 4, 356. [8]) v. Biedermann 6, 175 ff.; Tagebücher 25. Aug. 27. [9]) G. las folgende neuere Reisebeschreibungen: Hammer: Umblicke auf e. R. von Constant. nach Brussa, Pest 1818; Le Chevallier: Voyage dans la Troade, Paris 1800; Raczinsky: R. in einige Provinzen d. osman. Reichs, aus d. Poln., Breslau 1824; Volney: Voyage en Syrie et en Égypte, Paris 1787; Niebuhr: R. in Arabien, Kopenhagen 1774 ff.; M. v. Kotzebue: R. n. Persien, Weimar 1819; Elphinstone: Account of the kingdom Cabul, 1815 (Bibl. d. Reisebeschr.) — Im W.-ö. Divan (4, 329—347) bespricht G. ältere Reisewerke: M. Polo; Mandeville: Reisebuch; Della Valle: R. n. d. Türkei, Ägypten, Palästina, Persien, Ostindien, aus dem Ital., Genf 1674; Olearius: Beschreibung d. neuen orient. R., Schleswig 1647; Tavernier: 40jähr. Reisebeschreibung, aus dem Franz., Nürnberg 1681; Chardin: Voyage en Perse et aux Indes orientales, London 1686. Auch kannte G. M. Pinto: R. n. Ostindien u. Sina in d. J. 1537—1558, zuerst in Lissabon 1614 ersch. [10]) 4, 273.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er sich gehen läfst, und diese kommen seiner Umgebung zu gut"[1]). Die Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit persischer Dichtungen wird nach G. auch dadurch veranlafst, dafs „der Orientale, seltsame Wirkungen hervorzubringen, das Ungereimte zusammenreimt"[2]), doch stellt er auch mit Bedauern fest, „dafs die östlichen Völker in zweihundert Jahren viel prosaischer geworden"[3]). Anders wie der Kämpfe und Zechgelage auch im Jenseits erwartende Nordländer „bepolstert der weiche Orientale sein Paradies um wohlgeschmückte Tische unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Lebens über die Auserwählten und ihre ewig reine (so!) Weiber herabhängen"[4]). Letztere gefallen ihnen um so besser, je fetter sie sind:

„Recht quammig, quappig; das bezahlen
Mit hohem Preis Orientalen"[5]).

Anderswo redet G. von „einer zähen orientalischen Natur"[6]). Diese hat auch das „friedliche, gesittete Volk" der Perser; an sie denkt G., wenn er darauf hinweist, „dafs, mag auch ein Land noch so oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet sein, sich doch ein gewisser Kern der Nation immer in seinem Charakter erhält und, ehe man sich's versieht, eine allbekannte Volkserscheinung wieder auftritt"[7]). „So mag denn auch diese Beharrlichkeit die Veranlassung sein, dafs die Perser ihre Gedichte seit achthundert Jahren noch immer lieben, schätzen und verehren"[8]). Den Geldwechsler des Morgenlandes kennzeichnet G. treffend in dem Verse:

„Rechnend still wacht der Armenier"[9]).

Wie ein Stück orientalischer Handelsgeographie — „Handelswesen" sagt G. — mutet es uns an, wenn wir im West-östlichen Divan[10]) lesen, was der Dichter alles Suleika spenden möchte: Rubinen aus Badakschan, einer persischen Provinz am Oxus, Türkisen aus Chorassan am „hyrkanischen", d. h. Kaspischen Meere, getrocknete süfse Früchte aus Bokhara, „dem Sonnenland", Stickereien in Wolle und Seide aus Hindostan, Diamanten aus Soumelpour in Bengalen, Perlen aus dem persischen Meerbusen, Gewürz und Weihrauch aus Bassora.

„Die Lokalität" des Neuen Testamentes machte G. sich „deutlich" aus dem „herrlichen Buch" des weimarischen General-Superintendenten Röhr[11]). Er bezeichnet Palästina als „gestaltlos" im Gegensatz zu dem „gestaltverwirrenden Rom"[12]), ein nicht leicht zu erklärender Ausdruck, mit dem G., wie der Zusammenhang zu ergeben scheint, hinweisen will auf das jede Kunstleistung verhindernde, ja geradezu ausschliefsende mosaische Verbot, irgend ein lebendes Wesen abzubilden. „Die Lage von Jerusalem auf zerschnittenem Hügellande mit der ernsten Bergkette am Toten Meere als Hintergrund erregte — nach Parteys Bericht — G's ganze Aufmerksamkeit"[13]). Er trug sich mit dem Plan, eine „Karte zu dem Zuge der Kinder Israels" zu entwerfen[14]), hat auch über diesen eine längere Abhandlung dem West-östlichen Divan beigegeben[15]). Die Beschreibung einer Reise nach dem Palästina benachbarten peträischen Arabien machte G. „mit einem nie

---

[1]) 28, 224 ff. [2]) 4, 266. [3]) 29, 808. [4]) 29, 60 ff. [5]) 13, 101.
[6]) 23, 20. [7]) 4, 238. [8]) 4, 272 [9]) 4, 154. [10]) 4, 132 ff.
[11]) Röhr: Hist.-geogr. Beschreibung des jüd. Landes z. Zt. Jesu, Zeitz 1816 u. sp.; Tagebücher 23. Mai, 21. u. 26. Feb. 26; Eckermann 13. Feb. 31. [12]) 24, 237. [13]) v. Biedermann 6, 187.
[14]) Tagebücher 10. Jul. 27. [15]) 4, 312—328.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gesehenen, Sinne verwirrenden Zustande bekannt"[1]), auch eine dunkle Wendung, die sich vielleicht auf den Eindruck bezieht, den die Wüste bei dem Reisenden hinterläfst"[2]).

Viel hat sich G. mit Indien beschäftigt und mancherlei Werke darüber gelesen[3]). Als während der napoleonischen Kriege die Engländer mehrere indische Kolonien der Holländer, und zwar 1802 dauernd Ceylon und von 1811—15 vorübergehend Java, besetzten, veröffentlichten sie darüber, wie G. rühmt, „bedeutende Werke, wodurch wir Indien immer mehr kennen lernen". Während die anderen Kolonialmächte über ihre überseeischen Besitzungen den Mantel des Geheimnisses breiteten, „berichteten die Engländer darüber alles Wissenswerte". „Man mufs gestehen, sagt G., dafs dergleichen Öffentlichkeit noch niemals war. Wir erfahren alles, was in der Welt vorgeht und wie und warum. Engländer erzählen uns mit der gröfsten Gemütsruhe, weil sie wissen, dafs die Welt ihnen gehört"[4]). Die bildende Kunst der Indier mifsfiel G.:

„In Indien möcht ich selber leben,
Hätt' es nur keine Steinhauer gegeben"[5]).

„Noch jetzt sind die indischen Ungeheuer jedem reinen Gefühle verhafst"[6]). „Chinesische, indische, ägyptische Ungeheuer sind immer nur Kuriositäten; es ist sehr wohl getan, sich und die Welt damit bekannt zu machen; zu sittlicher und ästhetischer Bildung aber werden sie uns wenig fruchten"[7]). Wenn G. von der „Verrücktheit der Guebern, wie sie noch diesen Tag in Indien stattfindet"[8]), redet, so denkt er dabei an die Vernichtung parsischer Leichen durch Geier. Mehrfach kommt G. auf Batavia zu sprechen; er erinnert daran, dafs die Niederländer sich bemühten, überall heimische Zustände herzustellen und durch Gründung Batavias ein Fiebernest schufen. „Die Holländer begingen selbst den Fehler bei der Anlage von Batavien und bildeten sich ein, man lebe ebenso ungestraft im Sumpfe unter der heifsen Zone als in der kühlen und kalten"[9]).

Zur Zeit der Freiheitskriege hat bekanntlich G. „ernstlichstes Studium dem chinesischen Reiche gewidmet"[10]). Schon früher hatte ihm „eine gute Idee von dem Scharfsinn der Chinesen gegeben", „die Abschrift eines alten Gesprächs zwischen einem chinesischen Gelehrten und einem Jesuiten, in welchem jener sich als schaffender Idealist, dieser als ein völliger Reinholdianer zeigt"[11]). Reinhold, ein ehemaliger Jesuit, war später

---

[1]) Laborde u. Linant: Voyage de l'Arabie Pétrée, Paris 1830; Tagebücher 18. Feb. 30.
[2]) G's Aussprüche über die Juden, welche ebenfalls gesammelt wurden, hier einzufügen, erschien überflüssig, da sie von Geiger: „G. u. die Juden" in d. Ztschr. f. Gesch. der Juden in Deutschl., 1, 322 ff., Braunschweig 1887, in völlig erschöpfender Weise behandelt worden sind. [3]) L'Orme: Die Engl. in Indien, deutsch, 1786—88; Robertson: Hist. Untersuchung über die Kenntnis der Alten von Indien, aus d. Engl., Berlin 1792; Dubois: Letters on the state of Christianity in India, London 1823; Fraser: Tour through part of Himala mountains, London 1820; Forrest: Tour along the rivers Ganges and Jumna, London (1807); Daniell: Voyage to India by the way of China, London 1810; Sonnerat: R. n. Ostindien u. China, deutsch, 1783; Knox: Historical relation of the island of Ceylon, London 1681, deutsch, 1797; Pottinger: R. durch Belutschistan u. Sinde, aus d. Engl., 1817 (Bibl. d. Reisebeschr.); Raffles: History of Java, London 1817; Asiatick researches (Verhandlungen d. Ges. i. Bengalen) 11 Bände, London 1806 ff. [4]) a. H. Meyer 21. Jul. 13; G. denkt vor allen an die Gesch. v. Java, welche Raffles, der englische Gouverneur der Insel, veröffentlichte. [5]) 2, 353. [6]) 4, 252. [7]) 19, 112. [8]) 4, 239. [9]) a. Zelter 3. März 27; vergl. Tagebücher 5. Mai 21 u. 3. Sep. 27, Eckermann 2. Apr. 29. [10]) 27 1. Abt., 211. — G. las über Ostasien: M. Polo; Golownin: Gefangenschaft bei den Japanern, aus d. Russ., Leipzig 1817; Hall: Voyage of discovery to the west coast of Corea, London 1818; La Pérouse: Voyage autour du monde, Paris 1797; „Missionsberichte." [11]) a. Schiller 3. Jan. 98.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kantianer und Professor in Jena geworden. G. hebt den Reichtum der Literatur der Chinesen an Romanen hervor; sie „hatten ihrer schon, als unsere Vorfahren noch in den Wäldern lebten“ [1]). „Werthers Leiden“ waren sogar nach dem Reiche der Mitte gedrungen und lieferten, nicht eben zu G's Wohlgefallen, den Zopfträgern, vermutlich auf Bestellung aus Europa, Stoff zu bildlichen Darstellungen, wie folgende Verse G's beweisen:

„Doch was fördert es mich, dafs auch sogar ein Chinese
Malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten aufs Glas“ [2]).

G. erzählte Eckermann von einer auf der grofsherzoglichen Bibliothek befindlichen, i. J. 1527 von dem Spanier Ribero gezeichneten Weltkarte, auf der sich merkwürdige Beischriften fanden, u. a. folgende: „Die Chinesen sind ein Volk, das sehr viel Ähnlichkeit mit den Deutschen hat“ [3]). Was G. von dieser Ansicht hält, hat er leider seinem Famulus nicht verraten.

Die Schlacht bei Leipzig gab G. Gelegenheit, Anwohner des südlichen Urals, gewissermafsen Vertreter des mongolischen Asiens, von Angesicht kennen zu lernen, nämlich einen „Trupp Baschkiren“, die Bennigsens russischer Reserve-Armee angehörten, „unsere ersehnten Freiheitsbestien“, wie er sie in scherzhafter Weise nennt. Im Hörsaale des Gymnasiums zu Weimar hielten sie muhamedanischen Gottesdienst ab, dem G. beiwohnte, wobei er ihren „Mulla“ (Priester) sah; auch bewillkommnete er ihren Fürsten im Theater, scheint sogar einen Baschkiren als Gast in seinem Hause geduldet zu haben [4]). Ein Häuptling dieses Volkes verehrte ihm einen Bogen, den er Eckermann zeigte [5]). —

Für Afrika befürchtete G. von der Aufhebung des Sklavenhandels grofse Umwälzungen, die jedoch nicht eingetreten sind, nämlich „Zusammenfassung der afrikanischen Völker und Vertreibung der Europäer von Afrikas Küsten“ [6]). Er folgte Lampriere [7]) „gern im Geiste nach Marokko“, doch machte er sich nach dessen Buche eine so ungünstige Vorstellung von dem maghribinischen Reiche, dafs er Gott dankt, nicht dort zu sein, und versichert: „Den Versuch, mich in eine Wüste zu begeben, werde ich nicht wieder wagen“ [8]). Als „die schrecklichsten afrikanischen Zustände“ [9]) bezeichnet er die Leiden der christlichen Sklaven in Marokko, wie er sie aus den Schilderungen des Engländers Dumont [10]), der 34 Jahre in Afrika, zum Teil als Sklave, zubrachte, kennen gelernt hatte. Dafs einmal ein Wasserweg zwischen dem Mittelländischen und Roten Meere hergestellt werden würde, nahm er als sicher an, und sein Wunsch, es möchten „die Engländer in Besitz eines Kanals von Suez“ [11]) gelangen, ist auch in Erfüllung gegangen [12]). —

---

[1]) Eckermann 31. Jan. 27. [2]) 2, 145. [3]) Eckermann 26. Apr. 23. [4]) a. Boisserée 14. Feb. 14; G'-Jahrbuch 16, 7; Vossische Zeitung v. 10. Sep. 1898 Morgenblatt. [5]) Eckermann 1. Mai 25. — G. las über die Länder des jetzigen russischen Asiens: Cochrane: Fufsreise durch Rufsland und die Tartarei, aus d. Engl., 1825 (Ethn. Arch. u. Bibl. d. Reiseb.); Eversmann: R. v. Orenburg nach Buchara, Berlin 1823; Bergmann: Streifereien unter den Kalmucken, Riga 1804 u. 5; Renovantz: Nachrichten v. d. Altaischen Gebirge, Reval 1788. [6]) G's Unterhaltungen mit v. Müller 101. [7]) Lampriere: R. v. Gibraltar über Tanger nach Marokko, aus d. Engl., Berlin 1793. [8]) a. Fr. A. Wolf 5. Sep. 05. [9]) 27 1. Abt., 265. [10]) Dumont: Thirty four years slavery and travels in Africa, 1819. [11]) Eckermann 21. Feb. 27. [12]) Aufser den beiden oben angeführten Werken las G. über Afrika noch folgende: Paxo: Voyage à la Marmarique, la Cyrénaïque, 1828; Belzoni: R. in Ägypten u. Nubien, aus d. Engl., 1821 (Ethn. Arch.); Bruce: R. in d. Innere v. Afrika u. Abyssinien, aus d. Engl., Rinteln 1791; M. Park: Travels in the interior districts of Africa, deutsch, Hamburg 1799; J. Campbell: African journey (Süd-Afr.) 1814; Bory de Saint-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ergiebiger als über Asien und Afrika erweisen sich G's Schriften an geographischen Bemerkungen über Amerika. Als „ein merkwürdiges Beispiel, wie die Nachwelt irgend einem Vorfahren die Ehre zu rauben geneigt ist", erschienen ihm die „Bemühungen, die man sich gab, Christoph Colomb die Ehre der Entdeckung der Neuen Welt zu entreifsen"[1]). G's Schilderungen Amerikas und seiner Kolonien waren so fesselnd und eingehend, dafs selbst geborene Amerikaner dadurch in Erstaunen gesetzt wurden[2]), liefsen auch die dortigen Zustände in einem so rosigen Lichte erscheinen, dafs, wie berichtet wird, eine Zuhörerin einmal „nicht übel Lust verspürte, dorthin auszuwandern"[3]); ja G. erklärte sogar selbst (1819), „wären wir 20 Jahre jünger, so segelten wir nach Nordamerika"[4]). In dieser Zeit hat er viele Reisewerke über „diesen merkwürdigen Erdstrich" gelesen, bes. Schriften, „den Zustand der Vereinigten Staaten entwickelnd"[5]). Mehrere davon waren dem „Ethnographischen Archiv" entnommen, in welchem während der Jahre 1818—1829 Bran in Jena mit Karl Augusts Unterstützung viele Auszüge aus neueren englischen Reisebeschreibungen veröffentlichte[6]). Während G., wie wir oben (S. 17) sahen, Humboldts Ansicht über die Entstehung des Himalaja-Gebirges nicht beipflichtete, ist er voll Bewunderung für seine sonstigen Leistungen, besonders soweit sie Amerika betreffen. So äufserte er zu Eckermann, als der grofse Reisende bei ihm gewesen: „Was ist das für ein Mann? Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist"[7]). Nach einem späteren Besuche Humboldts schrieb G. in sein Tagebuch: „Die unglaublichen sozialen Einwirkungen dieses Mannes bewundert"[8]). Den ersten Teil seines grofsen Reisewerkes kennzeichnet er als „ein sehr gedrängtes, gehaltreiches Werk, das von vielen Seiten interessiert"[9]). Das darin enthaltene „Naturgemälde der Tropenländer" „verschlang" er geradezu[10]); es veranlafste ihn dazu, die Höhen der Alten und Neuen Welt in einer bildlichen Darstellung zu vergleichen[11]). Als Humboldt ihm aus Paris die Fortsetzung seiner „Reise in die Äquinoctial-Gegenden", in welcher er von der Auffindung der bekannten Bifurkation des Cassiquiare berichtet, zugesandt hatte, schrieb ihm G.; „In Eile schlug ich den Band gerade in der Mitte ohne Zaudern auf und stürzte mich mit Ihnen in die wildesten Gegenden, wo mächtige Flüsse nicht allein für sich und unaufhaltsam dahinströmen, sondern sich auch auf eine lange nicht entdeckte Weise zu vereinigen suchen"[12]). Im dritten Teile der Reisebeschreibung erregten Humboldts Vorschläge „über die Verbindung des östlichen und westlichen Meeres"[13]) bei Amerika G's besondere Aufmerksamkeit, und er kommt mehrfach darauf zurück. Sein Tagebuch meldet, dafs er „den projektierten Kanal durchs mittlere Amerika von einem Meere zum anderen bedacht"[14]),

---

Vincent: Voyage dans les îles d'Afrique, Paris 1804 (auch Bibl. d. Reisebeschr.); v. Buch: Physik. Beschreibung der Canarischen Inseln, 1825; Sömmering: Über die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer, Frankfurt u. Mainz 1785. [1]) 34, 91. [2]) v. Biedermann 8, 342. [3]) G's Unterhaltungen mit v. Müller 25. [4]) Ebenda 31. [5]) G.-Jahrbuch 2, 283; 27 1. Abt., 237. [6]) G.-Jahrbuch 21, 101—108; Tagebücher 8. Apr. u. 19. Mai 22, 9. Feb. 24. [7]) Eckermann 11. Dez. 26. [8]) Tagebücher 27. u. 28. Jan. 31. [9]) a. Knebel 4. Apr. 07, vergl. a. denselb. 14. März 06 u. a. Fr. v. Stein Apr. 08. [10]) a. Bertuch 8. Apr. 13. [11]) Siehe näheres darüber in dem ersten Teil dieser Abhandlung 8. [12]) a. A. v. Humboldt 16. Mai 21. [13]) Tagebücher 20. Aug. 25. u. a. [14]) Tagebücher 7. März 25.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und zu Eckermann bemerkt er darüber: „Humboldt hat mit grofser Sachkenntnis noch andere Punkte angegeben, wo man mit Benutzung einiger in den Mexikanischen Meerbusen fliefsenden Ströme vielleicht noch vorteilhafter zum Ziele käme als bei Panama. So viel ist aber gewifs, gelänge ein Durchstich der Art, so würden daraus für die ganze civilisierte und nichtcivilisierte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen"[1]). Der letzte Schlufssatz ist besonders bemerkenswert, da G., wie die Ereignisse der jüngsten Tage bewiesen haben, hinsichtlich des Panama- wie auch des Suez-Kanals[2]) gleich einem Seher gesprochen hat. Humboldts Essay über Cuba nennt er „ein vortreffliches Werk, lange vorbereitet und jetzt zur rechten Zeit hervortretend. Bewundern mufs man es auf alle Fälle, wie hier das Erfahrungswerte, Erfahrene, Wissenswürdige, Gewufste zusammengestellt und eine Weltübersicht, wie sie sich durch Zahl und Mafs erreichen und überliefern läfst, so ganz vollkommen eröffnet ist, wobei denn doch der Fingerzeig auf das Inkommensurable — etwa das, was wir jetzt Imponderabilien nennen — nicht abgeht"[3]). — Die Reise, welche Herzog Bernhard von Weimar, Karl Augusts zweiter Sohn, in den Jahren 1825 und 1826 nach Amerika machte, gab G. erwünschte Gelegenheit, „bekannten und unbekannten Teilen der nordamerikanischen Staaten an der Hand dieses wackeren Fürstenmannes einen Besuch abzustatten"[4]). „Sein Tagebuch — so sagt er — ist von dem gröfsten Wert. Das Öffentliche, wovon er spricht, kann wohl ein Anderer auch gesehen haben, aber doch nicht so in Bezug zu den sozialen Verhältnissen, die ihm als genialen Welt- und Kriegsmann überall zugänglich waren"[5]). An der Reise hatte G. nur zu tadeln, dafs sie sich zu lange an der Küste Neu-Englands „herumquält". „Ich hätte gleich in media re, mit Boston, angefangen"[6]), äufserte er zu einem Besucher, indem er dadurch den geistigen Mittelpunkt der Union in seiner Bedeutung recht würdigt. Für seinen Faust war ihm, wie er Zelter launig schreibt[7]), „nicht bange", da ihn Herzog Bernhard in Ober-Karolina bei einem Indianer gefunden hatte. — „Nordamerikanische Kleider und Geräte", die G., nach seinem Tagebuche[8]), im Museum zu Göttingen sah, rührten sicher von Indianern her. An diese denkt er wohl auch, indem er bemerkt, dafs wir selbst „tatouierten Indiern einen gewissen Beifall nicht versagen"[9]), wenn sie nur Geschmack verraten. Sonst sieht er, was hier eingeschaltet werden möge, in „Bemalung und Punktierung der Körper eine Rückkehr zur Tierheit"[10]).

Die Zustände in Amerika, in Sonderheit die in den Vereinigten Staaten[11]) vergleicht G. wiederholt mit denen der Alten Welt und gibt jenen den Vorzug, weil

---

[1]) Eckermann 21. Feb. 27. [2]) Vergl. oben S. 21. [3]) a. Boisserée 17. Feb. 27. [4]) a. Karl Aug. 22. Apr. 26. [5]) a. Boisserée 15. Sep. 26; vergl. a. W. v. Humboldt u. Zelter 22. Okt. 26 (gleichlautend). [6]) v. Biedermann 10, 149. [7]) a. Zelter 28. März 29. [8]) Tagebücher 9. Juni 01. [9]) 18, 118. [10]) 19, 36. [11]) G. las über die Ver. Staat.: Gall: Auswanderung nach d. V. St., Trier 1822; Warden: A statistical, political and historical account of the Un. Stat., Edinburg 1819; Fearon: Skizzen von Amerika, aus d. Engl., 1819 (Ethn. Arch.); Gafs: Voyage des capitaines Lewis et Clarke depuis l'embouchure du Missouri jusqu'à l'entrée de la Colombia dans l'Océan, Paris 1810; „De Bry: Florida" (vielleicht das Sammelwerk: R. nach Ost- und Westindien, das Th. de Bry in Frankfurt a. M. c. 1550 zuerst lateinisch herausgab); Cooper: The Prairie, der 5. Teil des Lederstrumpf; — Über Britisch-Nordamerika: Talbot: R. in Kanada u. d. Ver. Staat., aus d. Engl., 1825 (Ethn. Arch.); Chappel: R. n. Neufundland u. Labrador, aus d. Engl., 1819 (Ethn. Arch.);

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jenseits des Ozeans der Mensch nicht unter veralteten Einrichtungen zu leiden hat und deshalb unbehindert seine Tatkraft entfalten kann. Wer kennt nicht das Xenion[1]).

„Amerika, Du hast es besser
Als unser Kontinent, das alte,
Hast keine verfallne Schlösser
Und keine Basalte.

Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit".

„Dort — in Amerika — hat die Natur, so lesen wir in den Wanderjahren, grofse, weite Strecken ausgebreitet, wo sie unberührt und eingewildert liegt, dafs man sich kaum getraut, auf sie loszugehen und ihr einen Kampf anzubieten. Und doch ist es leicht für den Entschlossenen, ihr nach und nach die Wüsteneien abzugewinnen und sich eines teilweisen Besitzes zu versichern. In der Alten Welt ist es das Umgekehrte. Hier ist überall ein teilweiser Besitz schon ergriffen, mehr oder weniger durch undenkliche Zeit das Recht dazu geheiligt; und wenn dort das Grenzenlose als unüberwindliches Hindernis erscheint, so setzt hier das einfach Begrenzte beinahe noch schwerer zu überwindende Hindernisse entgegen"[2]). Überhaupt bezeichnet G. in dem oben angeführten Werke, welches vielfach Lebenserfahrungen seiner letzten Jahre enthält, amerikanische Einrichtungen als vorbildlich für die Zukunft[3]). „Man wünschte den Amerikanern alles Glück" in Deutschland, als sie sich gegen England erhoben, so lesen wir in Dichtung und Wahrheit[4]), denn „Amerika war damals vielleicht noch mehr als jetzt (c. 1825) das Eldorado derjenigen, die in ihrer augenblicklichen Lage sich bedrängt fanden"[5]). Als ein recht „lebendiges Weltleben"[6]), als „eine wachsende Welt"[7]) erscheinen G. die Vereinigten Staaten; er sagt voraus, „dafs dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in 30—40 Jahren auch die grofsen Landstrecken jenseit der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. Es ist ferner vorauszusehen, dafs an dieser ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden, zur Vermittelung eines grofsen Verkehrs zwischen China nebst Ostasien und den Vereinigten Staaten[8]). Dieses schnelle Emporblühen neu angelegter amerikanischer Städte erwähnt G. mehrfach zum Vergleich mit dem auch rasch sich vergröfsernden, erst 1818 begründeten Marienbad. „Mir ist es übrigens, schreibt er an Zelter[9]) nach einem Besuche dieses Ortes, als wäre ich in den nordamerikanischen Einsamkeiten, wo man Wälder aushaut, um in drei Jahren eine Stadt zu bauen". Es gebe dort eine, die „seit vier Jahren aus dem Nichts entstanden, schon grofse Kupferwerke nach England gesandt habe"[10]). Über die vielen in den Vereinigten Staaten vertretenen Religionsgesellschaften bemerkte er scherzend: „Am schönsten sei es jetzt in einer Stadt Nordamerikas, von der er neulich gelesen, dafs in ihr an die sechzig Kirchen seien, in deren jeder ein anderes Glaubenssystem gepredigt werde; da könne man also an jedem Sonntag im Jahre sich in einer anderen Konfession

---

Kealing: Expedition to St. Peters river, Lake Winnepeek, Philadelphia 1824, — Über die arktischen Gebiete: Parry: R. z. Entdeckung d. nördl. Durchfahrt, aus d. Engl., 1821 (Ethn. Arch.) Rofs: Voyage of discovery for the purpose of exploring Baffin's Bay, London 1819, in dtsch. Übers.; O. Reilly: Greenland, New York 1818. [1]) 3, 264. [2]) 18, 372 ff. [3]) Vergl. O. Harnack im G.-Jahrbuch 17, 23 ff. [4]) 23, 42. [5]) 23, 92. [6]) a. W. v. Humboldt 22. Okt. 26. [7]) a. Chr. G. v. Voigt 19. Jun. 18. [8]) Eckermann 21. Feb. 27. [9]) a. Zelter 2. März 20. [10]) G.-Jahrbuch 22, 116.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erbauen"[1]). G. tadelt es, dafs in Amerika „gewisse menschenwürdige Gesinnungen sich immerfort steigern" bis zur Abschaffung der Todesstrafe; man müsse infolge dessen „weitläufige Kastelle, ummauerte Bezirke bauen, um den ruhigen Bürger gegen Verbrechen zu schützen"[2]). Bekanntlich haben später in der Union wieder Hinrichtungen stattgefunden, doch sind deshalb Gefängnisse nicht entbehrlich geworden.

Selten hat sich G. über das übrige Amerika geäufsert[3]). Im Gespräch mit Alexander von Humboldt über Dr. Francia, den Diktator von Paraguay, stellte er im Jahre 1826, wie sein Tagebuch meldet, den „Unterschied der Verfassungsarten von Mexiko und Mittelamerika (Guatimala) gegen die südlichen"[4]) fest. Vermutlich wies er darauf hin, dafs in jenen Ländern die republikanische Staatsform Bestand gehabt hat, — Iturbides mexikanisches Kaisertum war ja nur von kurzer Dauer (1822—1823) — während sie in diesen zu einer erst nach G's Tode endenden langjährigen (1814—1840) Schreckensherrschaft Francias in Paraguay, zu Bolivars segensreicher Diktatur (1825—1830) in Kolumbien führte. Zu derselben Zeit vergröfserte G. seine Sammlungen um einige in den neu entstandenen spanisch-amerikanischen Staaten geschlagene „revolutionäre Münzen, die ich, so schreibt er, mit Vergnügen bezahle, da sie über den Ozean kommen"[5]). — In Südamerika richteten sich G's Forscherblicke vorzugsweise auf Brasilien[6]), wohin in den Jahren 1817—1820 der österreichische Botaniker Pohl und die Münchener Naturforscher Martius und Spix eine Forschungsreise uuternommen hatten, die für Brasilien ebenso Hervorragendes leistete wie Humboldts für die übrigen Länder des tropischen Amerika. Von diesen Männern war bei G. zuerst Pohl, „ein verständiger, unterrichteter, tätiger Mann, der auf seinen Reisen mehr wie billig ausgestanden hat"[7]), später noch Martius, der bedeutendste unter ihnen, dessen Besuch G. „höchlich erquickte"[8]), „zugleich in die Lokalitäten von Brasilien, Palmen und andere Geschlechter schöne Einsichten mitteilend", auch „von den brasilianischen Zuständen erzählte er das Weitere"[9]). Die Veröffentlichungen dieser Gelehrten „gaben eine anhaltend zusammenhängende, freudige Unterhaltung"[8]). So wurde G. „jener immense Weltteil immer klarer"[7]). Dazu hatte auch Oberst von Eschwege beigetragen, der lange Jahre Generaldirektor der brasilianischen Bergwerke war und nach seiner Rückkehr im Jahre 1822 G. persönlich „sein geognostisches Gemälde von Brasilien überreichte"[10]). Den Unabhängigkeitssinn der Brasilianer stellt G., wie schon oben (S. 17) erwähnt, dem der Spanier gleich.

„Die Nachricht von Entdeckung eines festen Landes unter Südamerika", welche G. dem Dr. Bran (vergl. S. 22) im Jahre 1820 mitteilte[11]), bezieht sich kaum auf die erste Entschleierung der Antarktis durch Cook, sondern wohl auf die Auffindung des südlich von Kap Horn gelegenen Neu-Shetland, welche 1819 dem englischen Kapitän

---

[1]) G.-Jahrbuch 17, 68. [2]) 18, 302. [3]) G. las über Mittelamerika: Taylor: Selection from the works of Humboldt relating to Mexico, London 1824; Hakewill: A tour in the island of Jamaica, London 1825. [4]) Tagebücher 12. Dez. 26; vergl. auch ebenda 25. Jul. 29. [5]) a. Boisserée 3. Nov. 26. [6]) G. las über Brasilien: Martius: R. nach Brasilien, Weimar 1818/19 (Bibl. d. Reisebeschr.); Prinz v. Wied: Brasilianische Reise, 1819 u. 1820. — Über das übrige Südamerika: Gemälde aus d. Freistaat Columbia, nach d. Engl., Jena 1823 (Ethn. Arch.); Temple: Travels in various parts of Peru, London 1830. [7]) a. Staatsrat Schultz 5. Sep. 22; Tagebücher 29. Jul. 22. [8]) a. Graf v. Sternberg 21. Sep. 24; Tagebücher 10. März 20. [9]) Tagebücher 13. Sep. 24. [10]) Tagebücher 11. Mai 22; 16. Jan. u. 30. Mai 22. [11]) Tagebücher 22. Aug. 20.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Smith geglückt war. In den Jahren 1819—1821 verweilte in jenen Breiten die russische Expedition von Bellinghausens, die auch antarktisches Land, die Peter-Insel und das Alexander-Land, auffand. Davon konnte G. im Jahre 1820 noch nichts wissen. Er hat später den vorläufigen Bericht des Astronomen dieser Polarfahrt, Simonow, gelesen, der ihm wegen „bedeutender Barometer-Beobachtungen desselben" bemerkenswert war[1]). —

Als G. mit seinem Herzog im Jahre 1779 die Reise nach der Schweiz machte, erhielt er während ihres Aufenthaltes in Kassel genaue Kunde von Polynesien, dessen Eilande damals von Cook erforscht worden waren, und zwar durch Georg Forster, welcher mit seinem Vater den grofsen Weltumsegler auf seiner zweiten Reise begleitet hatte. „Der junge Forster hat mit uns gegessen und ist viel ausgefragt worden, wie's in der Südsee aussieht", schreibt G.[2]) Forster selbst ergänzt diese Mitteilung seinerseits, indem er berichtet: „G. war ernsthaft, machte wenig Worte, frug mich wegen der Südländer, über deren Einfalt er sich freute"[3]). Über das traurige Ende Cooks bemerkt G. folgendes: „Cooks Tod kommt mir nicht aus dem Sinn". „Es ist eine grofse Katastrophe eines grofsen Lebens und schön, dafs er so umkam. Ein Mensch, der vergöttert wird — wie es bekanntlich mit Cook auf Hawaii geschah — kann nicht länger leben und soll nicht um seinet- und andrerwillen"[4]). Im Museum zu Göttingen beschaute G. „Mineralien und Fabrikate der Völker von den Südseeinseln"[5]). Ihr Leben erschien ihm, wie ja damals den meisten, beneidenswert; denn im Gespräch mit Eckermann zieht er folgenden Vergleich zwischen uns und ihnen: „Es geht uns alten Europäern übrigens mehr oder weniger allen herzlich schlecht, unsere Zustände sind viel zu künstlich und kompliziert; unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen . . . Man sollte oft wünschen auf einer der Südseeinseln als sog. Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack durchaus rein zu geniefsen"[6]). G.'s Urteil über die so eigenartige australische Flora lautet: „Die Pflanzen des fünften Weltteils haben die Neigung, spitzblätterig, nadelblätterig, ja fadenzweigig zu sein"[7]). —

Wir sind am Ende unserer geographischen Ährenlese aus Goethes Werken angelangt, die wir zu vervollständigen suchten, indem wir auch seine Briefe und Tagebücher durchmusterten und die uns überlieferten Gespräche mit ihm berücksichtigten, um dasjenige zusammenzustellen, was unter seinen Äufserungen als geographisch anzusprechen ist. Manches hierher Gehörige mag uns dabei entgangen sein, wie es bei der umfangreichen geistigen Hinterlassenschaft G's, von der besonders infolge Fortschreitens der grofsen weimarischen Ausgabe immer mehr bekannt wird, kaum anders der Fall sein kann. Es war auch unerläfslich, bei dieser Sammlung über das eigentliche Gebiet der Erdkunde hinauszuschweifen und zuweilen Blicke in die Literatur und Kunst der Völker zu tun, weil dadurch ihr Gesamtbild abgerundet und vervollständigt wurde.

---

[1]) Simonow: R. in d. südliche Eismeer, aus d. Russ., Wien 1824; Tagebücher 2. Apr. 24.
[2]) a. Fr. v. Stein 15. Sep. 79. [3]) v. Biedermann 1, 52. [4]) a. Fr. v. Stein 19. u. 20. Dez. 81.
[5]) Tagebücher 7. Jun. 01. — G. las über Polyn. u. Austral.: Tagebuch einer Entdeckungsr. n. d. Südsee unter Cook u. a., deutsch v. J. R. Forster, Berlin 1781; O. v. Kotzebue: R. um die Welt, Weimar u. St. Petersburg 1830; Atkinson: State of agriculture and grazing in New South-Wales, London 1830.
[6]) Eckermann 12. März 28. [7]) Tagebücher 12. Aug. 13.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Möglichst wenig sind wir dabei von dem Wortlaute G's abgewichen, um den Reiz, welcher seiner Sprache innewohnt, in keiner Weise zu beeinträchtigen.

Ein Zeitgenosse[1]) hat von G. gesagt: „Dieser Geist ist ein Spiegel, in welchem sich alle Gegenstände in ihrem lebhaftesten Glanze und in ihren frischesten Farben darstellen. Seine Erscheinung, gleich einem wohltätigen Genius, ist mir ein unverhofftes Glück". Das Bild des Erdkreises und seiner Bewohner, wie es in G's Vorstellung lebte, sollte wiederhergestellt und zugleich auch dargetan werden, wie es entstanden ist, und welche Hilfsmittel G. angewendet hat, um sich über die Beschaffenheit der Länder und die Eigenart der Völker zu unterrichten; es sollte ein Einblick gewonnen werden in seine Weise, das Weltall und die Menschen zu betrachten. „Meine Übung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäufserung von aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zu statten"[2]). „Ich hatte die Maxime ergriffen, mich so viel als möglich zu verleugnen und das Objekt so rein, als nur zu tun wäre, in mich aufzunehmen"[3]), so sagt er selbst von sich. Er hat demnach geographische Fragen als ein leidenschaftslos betrachtender Naturforscher zu lösen gesucht und, indem er die Erscheinungen der Gegenwart auf sich wirken liefs, auch in der Erdkunde die naturwissenschaftliche Beobachtungsweise befolgt, dagegen ist er selten auf die geschichtliche Entwickelung geographischer Verhältnisse näher eingegangen. Er bewahrte sich eine völlige Unbefangenheit des Urteils auch dann, wenn die Geister, durch wissenschaftlichen Streit erhitzt, hart auf einander platzten; man denke nur an seine Stellungnahme in dem Hader der Neptunisten und Plutonisten, in welchem er unbeirrt seinen eigenen, richtigen Weg einschlug[4]). Ohne jede Voreingenommenheit, eher mit einem gewissen Wohlwollen tritt er an die Dinge heran, sucht ihre guten und schlechten Eigenschaften auf, und nichts Wesentliches entgeht seinem scharfen Forscherauge.

Meist entstammen die geographischen Äufserungen G's den reifsten Jahren des Dichters, der Zeit seiner Vollendung, doch hat er auch schon früher in der Beobachtung von Land und Leuten, wozu ihm seine Reisen vielfach Gelegenheit boten, höchste Befriedigung gefunden. So schreibt er schon im Jahre 1782 an Frau v. Stein[5]): „Es ist ein erhabenes, wundervolles Schauspiel, wenn ich nun über Berge und Felder reite, da mir die Entstehung und Bildung unserer Erde und die Nahrung, welche Menschen daraus ziehen, zu gleicher Zeit deutlich und anschaulich wird".

Wie aus unserer Zusammenstellung der Aussprüche G's hervorgeht, zieht die Völkerkunde daraus gröfseren Gewinn als die Länderkunde, obgleich auch dieser nicht gering ist, wie Hederich[6]) nachgewiesen hat. G. bespricht die physikalischen Verhältnisse nur derjenigen Gebiete ausführlicher, welche er mit eigenen Augen gesehen hat; es waren dies aufser Deutschland die Schweiz, Italien und Teile Frankreichs. Zahlreicher sind seine Bemerkungen über die Bevölkerung. Dieselbe bewundernswürdige Ruhe und Sachlichkeit, welche G. nach der Aussage seiner Zeitgenossen bei der Beurteilung einzelner Menschen zeigte, betätigen sich auch, wo es sich um ganze Völker handelt. Er macht zwar kein Hehl daraus, dafs er für das eine Volk eine gröfsere Vorliebe als für das andere hat, doch wird er diesem ebenso gerecht wie jenem.

---

[1]) Moritz: Reisen eines Deutschen in Italien, Berlin 1792, 1, 148. Dieser bekannte Kunsthistoriker traf 1786 mit G. in Rom zusammen. [2]) 24, 123. [3]) 27 1. Abt., 8. [4]) Vergl. S. 17, auch die „Fortsetzung" meiner Schrift über G. S. 11. [5]) 12. Apr. 82. [6]) G. u. die physikal. Geogr., München 1898.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was er dann als Kennzeichen eines geographischen Objektes festgestellt hat, das tut er uns kund in meisterhafter Sprache, die uns Nachgeborene nicht weniger fesselt, wie G's mündliche Schilderungen alle diejenigen entzückten, welchen das Glück seiner persönlichen Bekanntschaft zu teil wurde. Die geographischen Bilder, welche er entwirft, meist sind es flüchtige Skizzen, zeichnen sich in gleicher Weise durch Naturwahrheit und Anschaulichkeit wie durch Formenschönheit und Anmut der Linienführung aus, es offenbart sich in ihnen ebenso der erfolgreiche Naturforscher wie der grofse Schriftsteller.

Druck von W. Pormetter in Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was er dann [illegible] n Objektes festgestellt hat, das tut er uns kund in [illegible] Nachgeborene nicht weniger fesselt, wie G's mündli[illegible] zückten, welchen das Glück seiner persönlichen Bek[illegible] aphischen Bilder, welche er entwirft, meist sind es [illegible] gleicher Weise durch Natur-wahrheit und Anschauli[illegible] d Anmut der Linienführung aus, es offenbart sich [illegible] Naturforscher wie der grofse Schriftsteller.

Grauskala #13 B.I.G.
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
C Y M

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf